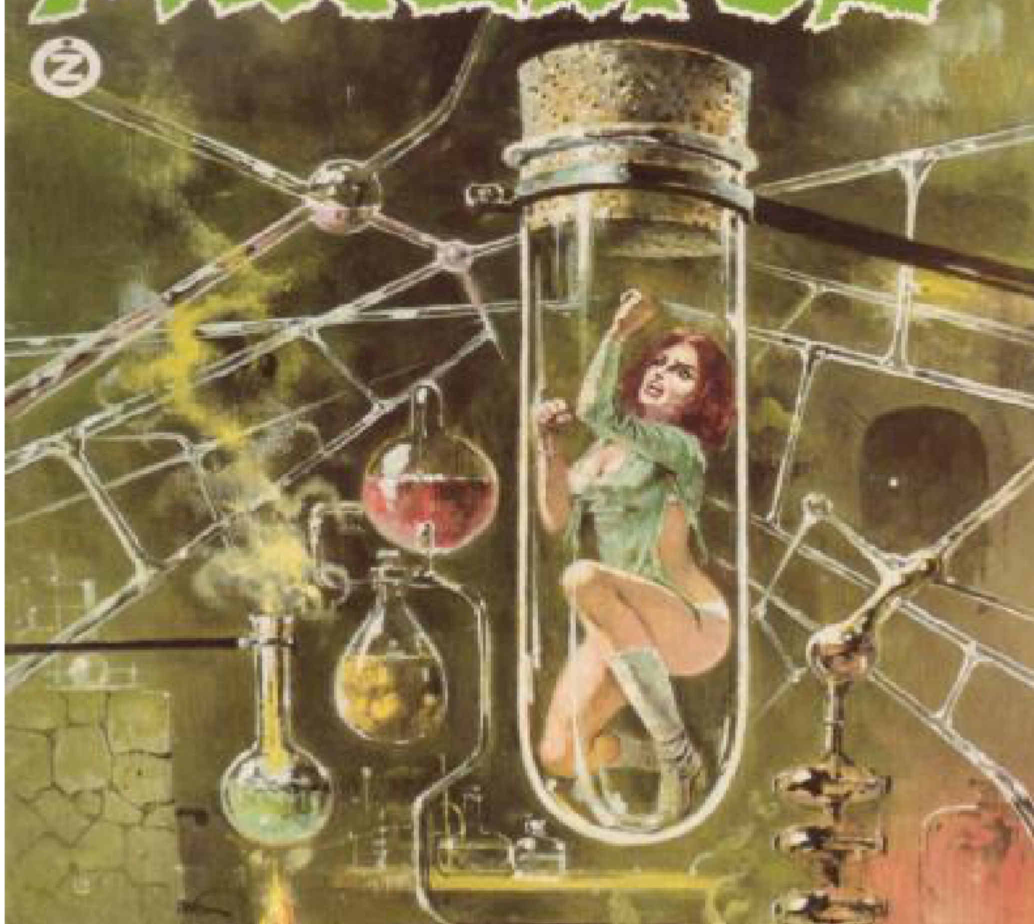
DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 26

DM 1.20

Österr. S. 9, Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr. 2.50 incl. moms
Italien L 350; Spanien Pts 38
Printed in Germany

ELIXIER der VERDAMMNIS



Nr. 26

Elixier der Verdammnis

(Xantilon-Zyklus Teil 1)

Mit einem Telefongespräch fing alles an…

Sheila Martens, in Birmingham lebende Seherin, die von sich behauptete, Gedanken und Nachrichten aus dem Jenseits zu empfangen, war nicht erstaunt, als kurz vor zehn Uhr abends ihr Telefon anschlug. Sie war es gewohnt, noch sehr spät Anrufe zu empfangen. Sie war jedoch immerhin erstaunt, als der Teilnehmer sich meldete.

»Donovan Bradley«, sagte eine markante, angenehme Stimme am anderen Ende der Strippe.

»Der Donovan Bradley, der Schauspieler?«

»Ja.«

Zu ihrem Kundenkreis gehörten prominente Politiker, Maler und Schriftsteller ebenso wie Schauspieler. Es war »in«, bei Sheila Martens eine Sitzung abzuhalten, Kontakte zum Jenseits aufzunehmen, und die daran teilgenommen und Fragen gestellt hatten, waren begeistert und schockiert. Ein Leben nach dem Tod – gab es das wirklich? Wenn man Sheila Martens erlebte, lautete die Antwort klar und eindeutig: ja!

Sie vermochte zu überzeugen, und auch die größten Skeptiker mußten zugeben, daß von dieser kleinen, unscheinbaren und jungen Frau etwas ausging, dem man sich nur schwer entziehen konnte.

Ihr Name war in bestimmten Kreisen bekannt und hatte einen guten Klang. Sheila Martens wurde weiterempfohlen. Daß jetzt Donovan Bradley sich meldete, erfüllte sie mit besonderem Stolz und mit Genugtuung.

Wer kannte ihn nicht – den Tausendsassa Callaghan, jene tolle, vor Manneskraft strotzende Figur, die Bradley darstellte und die ihm auf den Leib geschrieben schien? Woche für Woche erlebte man seine neuesten Abenteuer auf dem Fernsehschirm. Dann waren die Straßen in den englischen Städten und Dörfern wie ausgestorben. Callaghan bannte die Leute vor die Röhren. Es gab kaum jemand, der von den tolldreisten Abenteuern Callaghans – zwischen Bett und Galgen, wie ein Kritiker mal amüsiert geschrieben hatte – nicht begeistert war.

Jerome Callaghan lebte im Mittelalter, konnte reiten, fechten, Bogen schießen und lieben wie kein Zweiter. Wie ein Robin Hood verbarg er sich mit seinen Vertrauten in den Wäldern, überfiel die Reichen und gab den Armen. Die Soldaten des Königs und die Sheriffs waren hinter ihm her, und mehr als einmal sah es so aus, als ob Callaghans Kopf rollen würde. Doch irgendeine Schöne – meist sogar aus dem feindlichen Lager – war wieder mal dem Charme des tollen Callaghan erlegen und versteckte ihn in ihrem Wäscheschrank, unter ihrem Bett oder noch lieber darin. Die Soldaten des Königs und die Sheriffs hatten dann wieder mal das Nachsehen.

»Was verschafft mir die Ehre Ihres Anrufs. Mister Callaghan – oh, pardon: Mister Bradley?«

Der so angesprochene Schauspieler lachte leise. »Sie können mich ruhig Callaghan nennen, Miss Martens. Das bin ich gewöhnt. Die meisten kennen meinen richtigen Namen gar nicht mehr. Vielen Kollegen ist das zwar ein Horror, wenn sie einer Serienfigur nicht mehr entrinnen können, wenn sie ›abgestempelt‹ sind, wie man so schön sagt. Ich habe nichts dagegen, noch lange Jerome Callaghan zu sein.« Wieder erfolgte sein Lachen. Sheila Martens wurde an die Fernsehabenteuer erinnert. So lachte er immer dann, wenn er seinen Häschern entwischt war. »Warum ich anrufe: ich brauche Ihren Rat, Miss Martens.«

»Aber doch nicht jetzt?«

»Ich habe von einem Kollegen gehört, Sie sollen ganz entzückend sein. Ich hätte nichts dagegen, Sie noch zu besuchen.« Der Callaghan, der er im Film war, griff auch auf sein Privatleben über. »Aber das würde wohl nicht viel nutzen. Die Sache ist folgende…« Donovan Bradley redete nicht lange um den heißen Brei.

Das Medium Sheila Martens erfuhr, daß Bradley die Absicht hatte, in der Nähe von Coppers, einem kleinen, nur wenige hundert Einwohner zählenden Dorf rund dreißig Kilometer von London entfernt, ein altes, einsam stehendes Haus zu kaufen.

»Ich habe es mir bereits angesehen, Miss Martens. Es ist bildschön, liegt mitten in einem wildromantischen Park und ist viele Kilometer von der nächsten Straße entfernt. Ein Hinweisschild zu diesem alten Haus, das aus dem frühen sechzehnten Jahrhundert stammt, gibt es nicht. Nur Eingeweihte kennen es. Ich möchte dieses Haus gern kaufen, Miss Martens.«

»Dann tun Sie es, wenn Sie es günstig bekommen können.«

»Die Sache hat einen Haken: ich bin sehr abergläubisch. Es wird erzählt, daß es in dem Haus nicht ganz geheuer zugeht…«

»Ein Geister-Haus?«

»Gewissermaßen ja. Zeugen behaupten, darin Schatten gesehen und Stimmen gehört zu haben. Das Haus gehört einer alteingesessenen Londoner Familie. Es wurde immer in Schuß gehalten – aber gewohnt hat niemand darin. So als hätte keiner sich getraut… Sie verstehen schon. Das Haus interessiert mich, der Preis ist lächerlich gering – wahrscheinlich weil kein Mensch bereit ist, in einem Gespenster-Haus zu leben. Sind Sie bereit, mit mir dieses Haus anzusehen, es mit Ihren medialen Fähigkeiten zu untersuchen? Es sollen dort – angeblich, bewiesen wurde nie etwas – Morde passiert sein. Diese Dinge liegen über hundert Jahre zurück.«

»Was bedeuten hundert Jahre für die Ewigkeit?« murmelte die neunundzwanzigjährige Sheila Martens. »Wann möchten Sie das Haus besichtigen?«

»So schnell wie möglich. Das ist der Grund meines Anrufs. Seit

einer Stunde weiß ich, daß wir morgen und übermorgen nicht drehen werden. Ich habe zwei freie Tage. Wir könnten gleich morgen früh losfahren. Es bereitet mir keine Schwierigkeit – sagen wir gegen neun Uhr – bei Ihnen zu sein und Sie abzuholen. Vorausgesetzt, daß Sie…«

»Ja, ich wäre in der Lage dazu. Wir fahren allein – Sie und ich?«

»Ja.«

»Oooh…«

»Warum ›oooh‹?, Miss Martens?«

»Sie und ich in einem alten Haus, das mitten im Wald liegt. Kann man das riskieren?«

»Ich denke doch. Ich bin halb so schlimm wie in der Callaghan-Serie.«

»Dann muß ich mich vor Ihnen in acht nehmen, Mister Bradley. Die Hälfte reicht schon…«

*

Der Tag war nicht gerade freundlich, den Donovan Bradley sich für seine Exkursion ausgesucht hatte. Aber das Wetter hatte er nicht wählen können.

Es war regnerisch und diesig. Je tiefer der Wagen in den Wald kam, desto dunkler schien die Welt zu werden.

Schweigend saß das Medium neben dem Schauspieler. Sheila wirkte gegenüber dem breitschultrigen Mann mit dem männlichen Gesicht, dem energischen Kinn noch graziler und zerbrechlicher, als sie an sich schon war.

Sheila Martens blickte ihren gutaussehenden Begleiter von der Seite her an. Er war mehr Callaghan, als er zugab.

Sie sprachen über alles mögliche. Die Zeit von Birmingham hierher in diese menschenleere Einsamkeit war ihnen nicht lang geworden. Sheila interessierte sich für Bradleys Arbeit, er war sehr interessiert daran zu erfahren, wie die junge Frau zu ihren Talenten gekommen war.

»Man hat ein solches Talent – oder man hat es nicht«, erfuhr er. »Man kann es nicht einfach erlernen wie beispielsweise einen Beruf, Mister Bradley…«

»Sagen Sie nicht immer ›Mister Bradley‹ zu mir. Nennen Sie mich Don! Alle meine Freunde und Kollegen sprechen mich so an, das ist üblich. Außerdem kann ich mir selbst nur Vornamen am besten merken.«

»Dann müssen Sie zu mir Sheila sagen, Mister… sorry, Don, natürlich…«

»Tu' ich, mit wachsender Begeisterung. Sie gefallen mir! Ich habe mir Medien immer ganz anders vorgestellt.«

»Wie denn?«

»Nun, so erhaben, unnahbar… eben anders. Nicht so natürlich, so frisch wie Sie…«

»Danke für das Kompliment!«

»Kein Kompliment. Die mache ich nie. Ich versuche mich stets an die Wahrheit zu halten. Sie sind ein ganz normaler Mensch.«

»Gott sei Dank, daß ich das bin. Anders könnte ich mich nicht ertragen.«

Sie lachten beide. Eigentlich wußten sie selbst nicht mal, warum. Es herrschte eine herrliche, ungezwungene Atmosphäre zwischen ihnen.

Bradley berichtete von heiteren und ernsten Zwischenfällen bei verschiedenen Filmen, die er schon abgedreht hatte, Sheila Martens ließ ihn wissen, daß sie ihr Talent vor drei Jahren zum ersten Mal entdeckt hatte, daß sie nichts dafür könne. Aus dem Jenseits meldete sich seinerzeit eine Stimme.

»Es war die Stimme eines Mannes. Er stellte sich mir als Gary vor.«

»Wer ist Gary?«

»Mein Geistführer, eine Art Vermittler. Die Verstorbenen, die ich anrief, sind nicht direkt ansprechbar, müssen Sie wissen. Sie sind oft schon so weit von uns entfernt, daß sie in einer anderen Sprache reden und mit anderen Gedanken denken. Tot sein, bedeutet keinen Abschluß. Im Gegenteil! Es geht weiter. Der andere, der geistige Körper, die Seele, wenn Sie so wollen, entwickelt sich und erreicht neue Stufen, ein neues Tor, das mit einem neuen Tod endet, der auch wiederum nur eine Weiterentwicklung unseres Geistes und unserer Seele bedeutet. Wir werden mit jedem neuen Tod freier, wir werden irgendwann mal ein Teil des Universums und begreifen die Gesetze des Kosmos, wenn wir die höchste Entwicklungsstufe unseres Daseins erreicht haben.«

Zwischen den Augen des Schauspielers entstand eine steile Falte. »Dann könnte man sich ja nichts Sehnlicheres wünschen – als den Tod?« fragte er irritiert, ihr einen kurzen Blick zuwerfend.

»Nein, auch diese Einstellung ist falsch. Von Verstorbenen weiß ich, daß die Entwicklung in diesem Leben – für die meisten ist es das erste – maßgebend ist für die Reifung von Seele und Geist in der anderen Welt, in die wir alle mal eingehen werden. Es gibt Unterschiede.«

»Für die einen ist es die Hölle – für die anderen der Himmel, wie?«

»Ja, so ungefähr.«

Bradley mußte sich im stillen eingestehen, daß Sheila Martens eine ganz persönliche Art hatte, über diese Dinge zu sprechen und daß es überzeugend klang. Er hätte ihr stundenlang zuhören können. Ihr Gespräch aber wurde unterbrochen, als sie das Ende des schmalen

Pfades erreichten.

Das Medium sah das alte Fachwerkhaus mit den kleinen Fenstern, das mit roten Lehmziegeln gedeckte Dach zwischen den engen Stäben des mit verblühten Heckenrosen bewachsenen Tores zum ersten Mal.

Und ein eisiger Schauer überlief sie…

*

Bradley musterte sie von der Seite her. Er erblickte ihr bleiches Gesicht, auf dem sich die zarte Haut wie unter plötzlicher Kälteeinwirkung zusammenzog.

Ihm entging dieses Frösteln nicht.

»Ist etwas?« fragte er dumpf.

Sie versuchte zu lächeln und war einen Moment lang abwesend. »Nein, es ist nichts.«

»Sie frieren?«

Er sah, daß sie ein wenig die Schultern hob.

»Ich fröstelte. Ganz plötzlich. Aber nun ist es schon wieder vorbei.«

Er stieg aus, näherte sich auf dem feuchten Weg dem Tor und schloß es auf. Das Tor quietschte in den rostigen Angeln. In der Mitte des wildromantischen Parks, der dem Innenhof eines verwunschenen Schlosses alle Ehre gemacht hätte, befand sich ein riesiges, rundes Blumenbeet, das überladen von verblühenden Kelchen und vergehendem Grün war. Flammendes Laub färbte den Rasen und die Wege, die zum Haus führten.

Kein Laut weit und breit. Sheila vermißte selbst das Säuseln des Windes, das sie die ganze Zeit über begleitete und das Zwitschern der Vögel. Kein Ast knackte, nirgendwo raschelte es. Es schien, als halte die Natur den Atem an.

»Die Stille nach dem Lärm in der Stadt ist einfach phantastisch. Hier hört man noch die Vögel zwitschern… es ist herrlich hier«, bemerkte Bradley, als er sich hinter das Steuer des Wagens klemmte.

Das Medium sah den Fahrer schnell an. »Das Zwitschern?« fragte sie leise.

»Ja, hören Sie denn nicht? Moment, ich stelle den Motor mal ab.« Das tat er. »Herrlich, nicht wahr? Es geht eben doch nichts über unverfälschte Natur. Die drängt man in unseren benzinverseuchten Städten immer weiter zurück.«

Sheila vernahm noch immer nichts. Aber das war oft so. Ihre hypersensiblen Sinne sprachen auf Dinge an, die andere nicht bemerkten, nicht mal ahnten.

»Ja, es ist herrlich«, sagte sie, entgegen ihrer Meinung und ihres Wissens.

Hier war es gar nicht herrlich! Etwas lauerte hier, etwas war hier

geschehen. Sie vermochte nicht zu sagen, was es war. Noch nicht…

*

Zwei weiße Marmorsäulen flankierten den ausgetretenen Eingang. Wilder Wein und Efeu wuchsen über das alte Mauerwerk, das einen erstaunlich guten Eindruck machte, ebenso wie das Holz.

Es fiel Sheila Martens schwer, dieses Haus einer bestimmten architektonischen Richtung zuzuordnen. Es hatte keinen bestimmten Stil.

Wer immer sich auch dieses Haus errichten ließ oder selbst erbaute, legte nur Wert darauf, es einfach schön und seiner wildromantischen Umgebung anzupassen. Und das war ihm gelungen. Es gab Erker und sogar die Andeutung eines Turms, als hätte der Erbauer ursprünglich die Absicht gehabt, ein kleines Schloß zu bauen.

Auf gleicher Höhe näherten sie sich der massiven Eichentür. Nach zweimaligem Schließen sprang der Riegel zurück.

Die Tür quietschte nicht mal in den Angeln.

Bradley trat einen Schritt vor, verbeugte sich leicht vor dem jungen Medium und sagte: »Willkommen in meinem – hoffentlich – zukünftigen Haus!«

Die Andeutung eines Lächelns flog über Sheila Martens' Lippen. Sie sagte nichts, trat ein und blickte sich um.

Auf einer Kommode neben der Tür stand ein fünfarmiger Kerzenständer. Dicke, bernsteinfarbene Leuchten standen darin. Donovan Bradley flammte eine nach der anderen an.

»Strom gibt es hier im Moment nicht«, sagte er überflüssigerweise. »Aber das läßt sich beheben. Ich habe mir sagen lassen, daß der jetzige Besitzer als junger Mann ein paar Wochen hier verbracht hat, angeblich, um die Geister zu beobachten, die es hier geben soll.«

»Und – was ist dabei herausgekommen?« Sheila Martens' Augen befanden sich in stetiger Bewegung. Bradley stieß die einzelnen Fensterläden nach draußen. Aber das schummrige Tageslicht reichte nicht aus die Schatten aus den Ecken der einzelnen Zimmer zu vertreiben. Der Kerzenleuchter mußte brennen.

Bradley lachte trocken. »Natürlich nichts, Sheila, wie Sie sich denken können, aber dieser Bursche hat wenigstens dafür gesorgt, daß die Energiefrage im Haus geklärt wird. Er kam auf die Idee, einen Generator im Keller aufzustellen. Das Ding funktioniert. Aber zuerst muß man hier Öl heranschaffen. Aus dem Häuschen läßt sich einiges machen. Ich könnte mich hier wohl fühlen.«

Sheila Martens konnte es nicht, aber sie sagte noch nichts. Der eisige Schauer, der ihr beim Anblick des abgelegenen Hauses über den Rücken gelaufen war, befiel sie wieder.

Die junge Frau schluckte.

»Zeigen Sie mir – die einzelnen – Räume«, sagte sie leise.

»Nanu?« fragte der Schauspieler verwundert. »Ist Ihnen nicht gut, Sheila?«

Die Art und Weise, wie sie sprach, machte ihn stutzig.

»Nein, es ist nichts – ein leichtes Frösteln. Es ist kalt hier, das ist alles.« Sie mußte sich beherrschen, daß ihr die Zähne nicht aufeinander schlugen.

Das gesamte Mobiliar einer anderen, vergangenen Zeit war noch erhalten. Der Beisitzer hatte nichts mitgenommen und gestohlen worden war auch nichts.

»Das liegt wohl daran«, bemerkte Bradley, als er darauf zu sprechen kam, »daß die Gespenstergeschichte ziemlich verbreitet ist und sie auch Dieben zu Ohren kam. Das Mobiliar hier ist ein Vermögen wert. Ich würde dafür allein gut und gern zehntausend Pfund ausgeben.«

»Und was soll das ganze Haus kosten?«

»Zwanzigtausend.«

»Das ist geschenkt.«

»Eben, sage ich doch. Und trotzdem will niemand es haben. Entweder irritiert die Kaufinteressenten der Preis oder die Gespenstergeschichte dieses alten Hauses – oder beides. Oder auch die Tatsache, daß es so weit von der nächsten Ortschaft entfernt liegt. Aber wenn man die Einsamkeit sucht und dem Treiben der Städte entrinnen will, dann ist das doch genau der richtige Platz.«

Von der Halle aus führte ein Durchlaß unter einem Torbogen direkt in den gemütlichen Wohnraum.

Alte Bilder hingen in schweren, handgearbeiteten Rahmen. Kostbare Polstersessel und Ledersitze standen vor dem Kamin. Über dem Feuerloch hingen zwei gekreuzte Säbel.

Überall lag feiner, mehliger Staub, aber nicht übermäßig dick. In den Ecken unter und zwischen den abgehängten dunklen Balken, die dem Ganzen einen rustikalen Anstrich verliehen, hingen große Spinnennetze. Deutlich zu sehen waren fette Käfer und Fliegen, eingesponnen in Kokons.

Sheila Martens näherte sich einem der dickgepolsterten, bequemen Sessel, die schräg vor der interessant gestalteten Kaminwand standen.

Donovan Bradley meinte: »Ich kann mir direkt vorstellen, wie das ist, wenn ich hier mit meinen Freunden vor dem Kamin sitze, mit ihnen plaudere, wenn der Feuerschein an der Kaminwand und der Decke zuckt. Wir trinken Whisky oder Sherry – der Geruch von frischem Holz – es ist gemütlich warm, während draußen der Wind in den Wipfeln der alten Bäume zerrt und an den Fensterläden rüttelt. Atmosphäre, Romantik – das ist, was ich suche…« Seine Augen fingen

an zu leuchten.

»Sie wollen das Haus unbedingt kaufen?«

»Ja, vorausgesetzt, daß es okay ist. Deshalb habe ich Sie gebeten mitzukommen.«

»Ich weiß, Donovan.« Sheila Martens ließ sich langsam in den Sessel sinken. Ihr Blick fest auf den Kamin gerichtet Davor lag ein riesiger Fellteppich.

Wie ein Ruck ging es plötzlich durch den Körper des Mediums. Sheila begann zu zittern.

»Do… no… van!« sagte sie noch. Mehr konnte sie dem nicht mehr hinzufügen. Ihre Augen weiteten sich. Unterhalb ihres Haaransatzes bildeten sich Schweißperlen.

Ohne einen weiteren Laut von sich zu geben, kippte sie langsam zur Seite.

*

»Sheila – hallo, Sheila – können Sie mich hören?«

Seine Hände zitterten. Er war aufs äußerste erregt, als er ihr mit seinem Taschentuch Whisky, den er aus seinem Wagen geholt hatte, auf den Schläfen verrieb.

Unruhig flackerten die Kerzen, als ob ein leiser Windzug durch den Raum streiche. Er merkte diesen Luftzug nicht. Wahrscheinlich hing das mit dem Zug des nahen Kamins zusammen, in dem der Wind leise säuselte.

Das Medium schlug benommen die Augen auf.

»Gott sei Dank«, sagte Donovan Bradley, und man sah ihm die Erleichterung an. »Sie sind ohnmächtig geworden. Kind, was machen Sie bloß für Sachen? Sie haben mir einen ganz schönen Schrecken eingejagt. Was ist denn nur mit Ihnen los, Sheila?«

Sie rieb sich die Augen und fuhr mit zitternden Händen über ihre eiskalte Stirn. Ihr Blick suchte die Augen des Schauspielers. »Ich bin ohnmächtig geworden?«

»Ja.«

»Entschuldigen Sie bitte, Donovan!«

»Hat Sie das Haus so beeindruckt?« Es sollte scherzhaft klingen, aber der Schuß ging ins Leere. Sheila Martens’ Anblick erschreckte ihn. Das Mädchen war weiß wie eine Kalkwand.

»Das Haus – und das, was hier geschehen ist, Donovan. Dort vor dem Kamin – sind Menschen gestorben.«

Sheilas Augen waren unnatürlich weit geöffnet.

Der Schauspieler folgte mit dem Blick der zarten, ausgestreckten Hand und starrte auf das große Fell vor der Feuerstelle.

»Ich habe – ihre entsetzten Gesichter gesehen«, murmelte das

Medium tonlos. »Ihre Schreie gehört… und das Gesicht eines. Mannes – nein, es war kein Mensch, es war – eine Bestie – eine lachende Bestie mit scharfen, dolchartigen Zähnen, einem haarigen Gesicht und wulstigen, aufgeworfenen Lippen, die zuckten – wie Schlangen – er hat mich immerzu angesehen – ich hatte eine Vision, Donovan. Nur ganz kurz. Ich kann mich auch nur flüchtig daran erinnern. Das Ganze war wie ein fiebriger Traum. Während ich davon berichte, werden die Bilder schon schwächer und verliert sich die Erinnerung. Ich kann mich nicht mehr entsinnen, was ich im einzelnen gesehen habe. Die Eindrücke erfolgten zu schnell und waren zu fade. Donovan…« Sie erhob sich, war aber noch sehr schwach, als hätte sie eine gewaltige körperliche Anstrengung hinter sich. Bradley mußte sie stützen.

Wankend näherte sich Sheila dem Fellteppich und blieb wie elektrisiert stehen, als wage sie nicht, ihren Fuß darauf zu setzen. »Blut«, murmelte sie, »hier wurde Blut vergossen – die Opfer – ich kann sie nicht mehr zählen, es waren viele – hatten überhaupt keine Chance. Sie waren hier eingesperrt wie in einem – Käfig…« Sie atmete schnell, ihr Atem flog. Nur langsam beruhigte sie sich.

»Was ist hier geschehen, Sheila?« Der Schauspieler konnte nicht den Blick von ihr wenden.

»Ich weiß es nicht… nicht genau.«

»Menschen starben?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil Er es so wollte.«

»Wer ist ›Er‹?«

»Ich weiß es nicht…« Sie wandte langsam den Blick und starrte auf den Teppich. »Blut… aber nicht direkt hier – weiter unten.«

»Im Keller?«

Achselzucken. »Vielleicht…«

»Wollen wir hinuntergehen?«

Sie zögerte nur kurz. »Ja.« Wie ein Hauch klang dieses eine Wort.

Sie gingen. Eine gewundene Holztreppe draußen in der Halle führte in den Keller.

Donovan Bradley hielt Sheila bei der Hand. In der anderen trug er den Kerzenleuchter.

Das flackernde Licht warf unruhige, bizarre Schatten übergroß an die kahlen Wände. Hier unten roch es muffig. In der unübersehbaren Dunkelheit raschelte es.

Ratten? Mäuse? Wahrscheinlich beides.

Auch waren hier Spinngewebe und viel Staub.

Sheila und Donovan blieben dicht beisammen. Der Gang machte einen scharfen Knick.

»Unter dem Kaminzimmer«, erklärte Bradley, und seine angenehme

Stimme hallte gespenstisch durch die kahlen Gänge und Räume, »befindet sich der Lagerraum für das Öl – und der Generator.«

»Wir werden sehen«, entgegnete Sheila Martens geheimnisvoll.

Wie in Trance schritt sie hinter ihm her. Ihre Hand fühlte sich seltsam leicht und kalt an, als wäre jegliches Leben aus ihrem Körper gewichen und sei sie nur noch ein geisterhafter Schatten ihrer selbst.

Sie erreichten den Raum, in dem der Kamin nach oben führte und wo der Generator stand.

Sheila Martens blickte an die Decke. »Genau über uns – liegt der Fellteppich«, murmelte sie. »Das Blut ist hier geflossen. Hier unter meinen Füßen.«

Sie trat schnell zwei Schritte vor und prallte gegen den Generator.

»Da kann nichts sein. Da steht das Gerät.«

»Darunter ist es.«

»Wir werden sehen.« Donovan Bradley drückte dem Medium kurz entschlossen den Leuchter in die Hand und begann dann, den Generator Millimeter für Millimeter wegzuschieben.

Bradley mußte sich im stillen eingestehen, daß er sich einen solchen Verlauf nicht vorgestellt hatte. Offenbar war Sheila Martens selbst überrascht, daß sie auf diese Weise in ein Geschehen gezogen wurde, von dem niemand wußte, wie es ausging.

»Ja, da ist es!« Wie ein Aufschrei kam es über ihre Lippen.

»Wo ist was?« Bradley sah zunächst nichts außer dem Beginn seines sauberen Quadrats auf dem Boden, eine staubfreie Stelle. Aber da war noch mehr. Eine schmale Fuge! Der Ansatz einer Falltür, die in einen noch tiefer gelegenen, gesonderten Kellerraum wies?

Erregung packte den Schauspieler. Er verstärkte seine Anstrengungen. Zehn Minuten später hatte er das Quadrat vor sich. In den stumpfen Steinboden eingelassen war eine Platte fünfzig auf fünfzig groß, an der ein Metallring hing. Nach dem griff er und zog daran.

Bradley prallte zurück.

Das öffnen ging leichter, als er sich gedacht hatte. Die Steinplatte schnellte wie von einer Feder nach oben gedrückt in die Höhe, kippte dann lautlos nach hinten und gab die nachtschwarze Öffnung in das Unbekannte frei. Eisige Kälte, der Geruch von Moder und Fäulnis stieg ihnen in die Nase.

Sie vernahmen ein leises Rascheln, als ob ein Heer von Ratten sich vor ihnen auf der Flucht befände.

Schnelle Beine, viele Beine, registrierte Sheila.

Donovan Bradley ging in die Hocke und hielt den Leuchter in die Tiefe. Die feuchten, schwarzen Sprossen einer angelehnten Leiter waren zu erkennen.

»Soll ich es wagen…?« fragte er und blickte Sheila Martens schräg

von unten her an.

»Versuchen wir es. Ich werde bei Ihnen bleiben. Ich glaube, daß wir hier das Geheimnis finden, von dem dieses Haus umgeben ist. Hier werden wir Gewißheit erlangen, ob die Geister, die die Schwärze der Nacht lieben, gefährlich und böse sind und ob Sie sie meiden müssen.«

Bradley stieg in die Tiefe, langsam und vorsichtig, einen Fuß hinter den anderen setzend und jede Sprosse der alten Holzleiter überprüfend, ob sie auch sein Gewicht trage.

Sheila folgte. Insgesamt sieben Sprossen ging es nach unten. Dann spürten sie festen, kalten Boden unter den Füßen.

Sie blickten sich um.

Es verschlug ihnen die Sprache.

Sie befanden sich in einem richtigen Gewölbe, das eingerichtet war wie eine Alchimistenküche des Mittelalters.

Lange, schmale Tische reihten sich aneinander. Unterhalb eines bogenförmigen Durchlasses, nur zwei Schritte von ihnen entfernt, liefen armdicke Glasröhren unter der Decke entlang und verloren sich in der brodelnden, kalten Schwärze.

Der näherten sie sich und stießen auf ein Gewirr von kreuz und quer laufenden Rohren, die wie ein überdimensionales Spinnennetz wirkten. Glaskolben in allen Größen und Formen hingen daran. Kugelförmige und ovale, längliche und schmale, große und kleine. Einige waren so groß, daß ein ausgewachsener Mann bequem darin Unterschlupf fand.

Schweigend und irritiert nahmen sie das riesige, rätselhafte Labor in sich auf. Am meisten schockierten sie die zahlreichen Reagenzgläser, die zum Teil an der Wand standen, zum Teil in dem gigantischen Glasgestänge hingen und so groß waren, daß sie einen Menschen in sich aufnehmen konnten.

»Was für Experimente wurden hier durchgeführt?« fragte Donovan Bradley und senkte unwillkürlich die Stimme in dieser gespenstischen Umgebung.

Er erwartete eine Antwort der jungen Frau, die wie eine leblose Puppe an seiner Seite stand, deren Atem er nicht hörte.

»Sheila?« fragte er entsetzt.

Sie reagierte nicht, hatte die Augen halb geschlossen und starrte in das Gewirr der gläsernen Rohre und Behälter. Sie sah und hörte mehr, als er mit seinen wachen Sinnen wahrnahm.

In den Rohren bewegte es sich für die übersensiblen Sinne Sheila Martens'.

Farbige Flüssigkeiten liefen gurgelnd durch, in den Kolben brodelte und kochte es, und heiße, schwefelfarbene Dämpfe stiegen empor und mischten sich mit den Flüssigkeiten in den Glasrohren.

In Sheila Martens schrie es. Sie wollte sich mitteilen und Bradley

warnen, aber kein Laut drang aus ihrer wie zugeschnürten Kehle.

Panische Angst erfüllte sie, je klarer, durchsichtiger und verständlicher die Bilder wurden und je intensiver das Wollen und Wirken eines Geistes einsetzte, dessen Nähe sie spürte und den sie nicht zurückzudrängen vermochte.

Etwas Geheimnisvolles, Unsichtbares wurde frei. Aus wirbelnden Nebeln, giftgrünen und schwefelgelben Dämpfen, die sich schwebend verbreiteten und wie ein gefährliches Gift durch die Poren ihrer Haut sickerten, schälten sich das Gesicht und der Oberkörper eines fremden Mannes.

Wie einen gespenstischen Schemen sah sie ihn hinter einem der klobigen Tische hantieren. Er beobachtete mit glänzenden Augen die Retorten, schlug in modrig riechenden Büchern nach und gab neue Substanzen in die Kolben und Reagenzgläser. Flackernder Feuerschein hüllte die Glaskolben ein. Violette Schatten tanzten in den Reagenzgläsern. In dem Behälter, der genau in ihrem Blickfeld lag, entstand neue Bewegung und bildete sich eine Gestalt. Ein Mensch kniete darin. Eine Frau!

Sheila Martens stöhnte leise. Diese Frau – war sie, eingesperrt in ein überdimensionales Reagenzglas. Sie trommelte wie wild gegen die dicke Glaswandung, schrie wie von Sinnen und wußte plötzlich, was aus ihr werden sollte…

»Wir dürfen hier keine Sekunde länger mehr verweilen!« gellte der Schrei in ihrem Bewußtsein auf, und sie war der Meinung, sie würde die Worte hinausbrüllen. »Die Geister, die aus der Nacht kommen, Donovan – sie werden uns hier behalten und vernichten!«

Scheußliche Gedanken und Stimmungen strömten auf sie ein.

Die Forschergestalt hinter dem Glasgestänge starrte sie an. Der Mann führte ein Reagenzglas zum Mund. Sein Gesicht veränderte sich blitzartig.

Die eine Hälfte überwucherte mit Haaren und nahm einen bestienhaften Ausdruck an. Der Kopf spaltete sich in der Mitte, der weiße Kittel und das Hemd über der Brust des sich verändernden Fremden platzte auf. Die Brusthälfte war jetzt dicht behaart und erinnerte an das Fell eines Tieres.

Die dunklen Augen in dem gespaltenen Kopf glühten wie Kohlen und ließen Sheila Martens nicht los.

»Donovan! Wir müssen raus hier! Er wird uns behalten. Seine Macht wird in der Nacht noch stärker – um Gottes willen, laß die Kerzen nicht verlöschen! Die Dunkelheit wird uns verschlingen wie ein Ungeheuer und…«

Sie riß den Kopf herum und löste sich mit übermenschlicher Kraftanstrengung aus dem Bann, der immer mehr Besitz von ihr zu ergreifen drohte.

Da fuhr der eisige Wind hart durch das geisterhafte, unheimliche Labor und löschte alle fünf Kerzen auf einmal!

*

»Donovaaan!« Schrecklich und laut hörte sich ihr Aufschrei an. Sie wirbelte herum. »Schnell! Sie müssen die Kerzen wieder anzünden! In der Dunkelheit sind wir verloren!«

Sheila hörte ihn atmen, als kämpfe er gegen jemand. Sein Anzug raschelte. Er suchte mit fahrigen Fingern nach seinen Zündhölzern. Endlich riß er eins an. Bradley taumelte, als erhalte er einen Stoß gegen die Brust.

Sein Gesicht war totenbleich.

Sheila Martens' Atem flog. Sie spürte die magische furchtbare Veränderung, die in der Atmosphäre dieses schrecklichen Labors lag. Aus allen Ritzen und Löchern des Mauerwerks schienen plötzlich die Gedanken und Gefühle derjenigen zu kriechen, die hier dem Unbekannten als Versuchsmaterial gedient hatten.

Das Rascheln in der nachtschwarzen Dunkelheit wurde mit einem Mal so stark, daß Sheila glaubte, vor Angst vergehen zu müssen. Tausend winzige Beine gleichzeitig schienen zu laufen. Hektische, von Angst und Tod gezeichnete Gesichter glommen wie verzerrte Kugeln vor ihr auf. Gesichter, die nur sie sah. Gesichter von Frauen, immer wieder junge und schöne Frauen…

Da flammte die erste Kerze auf, die zweite, die dritte…

»Gott sei Dank!« entfuhr es dem Medium. »Geschafft! Aber nun nichts wie raus hier, Donovan! Wir hätten keine Sekunde länger in dieser gefährlichen Finsternis verbringen können, ohne Schaden an Leib und Seele zu nehmen. Ich erkläre Ihnen alles oben! Dann können Sie…« Abrupt brach sie ab.

Sie sah Donovan Bradleys Augen – und wurde starr wie ein Stock.

»Neeeiiin!« schrie sie gellend.

Diese Augen! Sie glühten dunkel wie Kohlen und blickten gierig – und wissend. Es waren die Augen des Mannes, den sie am Experimentiertisch beobachtet hatte.

Das Schreckliche, Unbekannte, Unsichtbare, das hier lauerte, hatte von Donovan Bradley Besitz ergriffen!

*

Sie mußte fliehen! Nur dieser eine Gedanke erfüllte sie in dieser Sekunde.

»Das wird dir nicht gelingen!« sagte Donovan Bradley heiser.

Er konnte ihre Gedanken lesen?!

»Du wirst hierbleiben, bei mir, denn ich brauche dich!« Sheila erschauerte, als er das sagte. Wie durch Zauberei hielt er plötzlich das lange, scharfe Messer in der Hand, das er wohl von einem der Arbeitstische genommen hatte, auf dem zahlreiche andere blitzende Instrumente lagen, über deren Gebrauch sie sich nicht im klaren war. Bradley riß Sheila Martens mit harter Hand an sich, umklammerte sie mit seinem Arm hart unterhalb ihrer Brust und setzte mit der anderem Hand das Messer an ihre Kehle.

Auf dem Arbeitstisch hinter ihr stand der Leuchter. Drei Kerzen brannten. Ihr flackerndes Licht warf verzerrte Schatten gegenüber an die Wand, aus der sich der oben befindliche Kamin bildete.

»Du wirst bei mir bleiben, wir werden schön zusammenleben, mein Täubchen«, fuhr Donovan Bradley rauh fort. »Auf diese Stunde habe ich lange gewartet. Zweihundert Jahre? Dreihundert? Ich weiß es nicht mehr. Aber das ist auch egal. Die Zeit ist gekommen, da ich meine Experimente fortsetze. Ich kann es kaum abwarten zu erfahren, wie du darauf reagierst, wenn das Elixier der Verdammnis in deinen Adern fließt!«

*

Eine ruhige Nacht. Carminia Brado war allein und fand keinen Schlaf.

Die rassige, dunkelhäutige Brasilianerin tastete nach dem Lichtschalter und richtete sich halb im Bett auf.

Wenige Minuten vor drei Uhr.

Carminia seufzte. Sie dachte an Björn, an Pepe und Rani Mahay. Sie wußte, wo sie sich aufhielten – und sie wußte doch nichts Genaues.

Die schöne, attraktive Zweiundzwanzigjährige blickte sich in dem elegant eingerichteten Schlafraum um.

Es war nicht die erste Nacht, die sie allein in diesem Haus verbrachte. Die Tatsache, daß Björn Hellmark, der Mann, den sie liebte, sein Leben einer besonderen Aufgabe verschrieben hatte, brachte es mit sich, daß er in seinem Kampf gegen die Geister und Dämonen der Schattenwelten gerade in der Nacht unterwegs war. Die Feinde der Menschen, die aus jenseitigen Reichen kamen, die von Molochos und seinen Schergen schon fast völlig kontrolliert wurden, liebten die Nacht. Sie waren Geschöpfe der Dunkelheit.

Aber diese Abwesenheit Björns und seiner Freunde hatte noch einen anderen Grund.

Hellmark war zu diesem Zeitpunkt weit entfernt. Mit dem Zeitschiff Arsons, des Mannes mit der Silberhaut, den Björn in den Blutgärten Sodoms kennenlernte, suchten sie in der Vergangenheit

eines versunkenen Reiches Aufschluß und Wege zur Bekämpfung der schrecklichen Gewalten zu finden, die einst in grauer Vorzeit schon die Erde bedrohten und nun wieder auftauchten, um eine endgültige Entscheidung herbeizuführen.

Der Gedanke, daß etwas passiert sei, von dem sie vielleicht nie erfuhr, ergriff plötzlich panikartig von ihr Besitz. Sie, die eingeweiht war in das große Geheimnis Hellmarks alias Macabros', hatte aus allernächster Nähe erlebt, was es bedeutete, Jagd auf die finsteren Widersacher zu machen, die sich unter die Menschen geschmuggelt hatten, die sie ausnutzten, manipulierten und bedrohten – die sie aber auch wie ein Werkzeug benutzten, das man nach Gebrauch wieder wegwarf. Wie viele Unschuldige in Not, Angst und Tod gerieten, ließ sich nicht mal schätzen. Unbekannt war auch, wie viele aus freien Stücken Kontakte zur Geisterwelt aufnahmen und dabei das Grauen herbeizitierten, das sie dann nicht mehr loswurden.

Carminia Brado atmete tief durch und wollte gerade nach dem Lichtschalter greifen, um die Lampe wieder auszuknipsen, als sie das Geräusch hörte.

Ein leiser Knacks tönte durch das Haus.

Die Brasilianerin hielt den Atem an.

Stille… Nichts mehr…

Das Geräusch kam von unten aus den Kellerräumen.

»Björn!« hauchte die junge Frau. Blitzschnell warf sie die seidenweiche Decke zurück, schlüpfte in ihre Hausschuhe, warf ein halbdurchsichtiges Neglige über und lief aus dem Zimmer.

Sterne blinkten am Himmel, und ihr fernes Licht sickerte schwach durch die Fenster und Vorhänge und Glasbausteine. Im Haus herrschte eine angenehme Dämmerung. Ohne Licht zu machen, eilte die Brasilianerin auf die nach unten führenden Marmorstufen. Erst hier machte sie Licht.

»Björn?!« Ihr Ruf hallte durch den Korridor. Hier unten herrschte nicht die gewöhnliche Kelleratmosphäre, wie man dies von alten Häusern her kannte. Es war alles sehr sauber und gepflegt. In den einzelnen Räumen waren – außer dem Heizungskeller, dem Öllagerraum, einer Sauna, einem Solarium – zusätzliche Gästezimmer und Bäder untergebracht, Hellmarks Filmvorführraum und vor allem jenes Zimmer, das von besonderer Bedeutung war: hier stand das Tor nach Marlos.

Die Tür zu diesem Raum war, seitdem das Haus durch besondere Maßnahmen Hellmarks ›dämonensicher‹ gemacht worden war, nicht mehr verschlossen. Die Menschen, die mit ihm auf einem Raum zusammenlebten, sollten sich hier frei bewegen können.

Carminia betrat den Raum, in dem ein Tisch und mit dunkelrotem Leder überzogene, bequeme Sessel standen. Der ganze Raum strahlte

eine angenehme Atmosphäre aus. An einer Wand stand ein Spiegel, der fast bis an die Decke reichte und dessen Glasfläche mit einem schweren, funkelroten Samtvorhang verhängt war.

»Björn?« fragte die Brasilianerin leise. Ihre Augen blickten Richtung Spiegel. Keine Antwort, keine Bewegung.

Das Geräusch war doch eindeutig von hier unten gekommen – oder hatte sie sich getäuscht?

Die kupferbraune junge Frau schob den Vorhang beiseite und trat in den Spiegelrahmen. Sie stieß nicht auf Widerstand, und es splitterte auch kein Glas.

Sie tauchte ein wie in eine Wasserwand – und kam auf der anderen Seite der Weltkugel heraus.

Carminia befand sich in der legendären Geisterhöhle, in der die absolute Stille des Universums zu herrschen schien.

Die andere Seite des Spiegels mündete auf die geheimnisvolle, unsichtbare Insel, auf die noch kein Dämon und böser Geist seinen Fuß gesetzt hatte. Diese Insel war tabu. Von hier aus sollte eine Erneuerung des Denkens für die ganze Welt stattfinden, hier sollten besonders Bedrohte eine neue Heimat finden.

Bis zur Stunde aber wußte außer Hellmark und seinen Vertrauten niemand etwas über die rätselhafte, unsichtbare Insel, die in einer Grabenzone zwischen Hawaii und den Galapagos lag und auf der ewiger Frühling herrschte.

Carminia sah sich um. Direkt vor ihr ragte der weiße, steinerne Thron aus der obersten Reihe, welche die Treppenpyramide abschloß, auf der die in auffallend kostbaren Gewändern gekleideten Skelette saßen. Die Toten auf den Thronen erschreckten sie nicht. Für sie waren sie ein Symbol des Werdens und Vergehens. Die Persönlichkeiten, die in einer fernen Zeit hier ihre letzte Ruhestätte fanden, hatten den Tod überwunden. Sie hatten ihre Körper abgelegt und zurückgelassen und waren eingegangen in ein Reich, in dem sie zu reinen Geistwesen wurden. In diesem Reich – so hatte Hellmark erfahren – existierte keine Zeit mehr.

Die Brasilianerin erkannte mit einem Blick auf den neben dem Thron Hellmarks stehenden Tisch, daß Björn auf keinen Fall zurück sein konnte.

Das Schwert des Toten Gottes, das einst auf dem fernen, versunkenen Xantilon von einem großen Meister geschmiedet wurde, fehlte. Wenn Hellmark auf Marlos weilte, brachte er das kostbare Stück, das er im Kampf gegen die Dämonen schon mehr als einmal erfolgreich eingesetzt hatte, hierher, wo er auch das Buch der Gesetze, den Trank der Siaris und seine Trophäen, die Augen des Schwarzen Manja, aufbewahrte.

Sie zuckte die Achseln, seufzte und meinte, zu sich selbst: »So wird

man langsam alt. Jetzt höre ich schon die Flöhe husten.«

Aber sie konnte beschwören, das knackende Geräusch gehört zu haben, das sich anhörte, als ob leise eine Tür ins Schloß gedrückt würde.

Aber es konnte auch ebensogut ein Knacken im Mauerwerk oder in der Dachhaut gewesen sein. Ihre Gedanken, ganz auf Björn und die Freunde gerichtet, hatten aber daraus dann etwas anderes gemacht.

Sie ging wieder nach oben und legte sich ins Bett, fand aber keinen Schlaf. Im Morgengrauen schließlich fiel sie in einen leichten, von zahllosen unzusammenhängenden Träumen unterbrochenen Schlaf, der ihr keine Erholung schenkte.

Als Carminia aufwachte, fühlte sie sich wie gerädert.

Sie betrachtete im Spiegel ihre gerade in den Augenwinkeln zerknitterte Haut.

Carminia machte sich Sorgen um die Freunde, und sie erkannte, daß es besser gewesen wäre, darauf zu bestehen, ebenfalls an der Reise teilzunehmen. Aber das hatte Björn – wohl aus gutem Grund, da er wußte, was sich alles ereignen konnte – nicht zugelassen.

*

Sie wäre weniger besorgt gewesen, hätte sie jetzt einen Blick in die Vergangenheit werfen können.

Das Zeitschiff Arsons, das auf vierzehntausend Jahre vor der Zeitrechnung der Gegenwart programmiert war, kam an Ort und Stelle an.

Der Mann mit der Silberhaut, der mit dieser Reise eigene Interessen verfolgte, wußte sehr wohl um die Geheimnisse von Raum und Zeit. Er hatte viele Zeitalter bereist und seine Erfahrungen gesammelt. Das Zeitschiff, das sowohl auf eine hochwertige Elektronik als auch auf den Gedankenreichtum seines Steuermannes einging, landete programmgemäß abseits des Ziels in einem hügeligen Gelände, an etwas überhöhter Stelle, so daß man von hier aus die im Tal liegende, fremde Stadt sehen konnte.

Auf den runden Schirmen, die wie die Glieder einer Kette nebeneinander lagen, gewannen sie einen ersten Eindruck von der Welt der Vergangenheit, vom alten Xantilon, das hier in einer Talsenke, nicht weit vom offenen Meer entfernt, lag.

Triumph leuchtete in Arsons Augen.

»Geschafft«, murmelte er.

»Wenn uns Molochos nicht wieder einen Strich durch die Rechnung gemacht hat«, dämpfte Hellmark ein wenig die Begeisterung des Mannes, mit dem ihn inzwischen eine innige Freundschaft verband. Er spielte dabei auf das zurückliegende Erlebnis

an, wo Molochos, der mächtige Dämonenfürst, sie in der Urzeit hatte havarieren lassen und ihnen Uga, den gefährlichen Zauberer, auf den Hals geschickt hatte.

»Nein, diesmal nicht.« Arson war sich ganz sicher. »Es ist alles glattgegangen.«

Die Dämmerung draußen schritt fort. Sie waren absichtlich zu einem Zeitpunkt hierhergekommen, da es Abend wurde. Im Schutz der Dunkelheit wollten sie sich die Stadt auf der geheimnisvollen Insel, auf der so vieles begonnen hatte, ansehen.

Unter den letzten, goldroten Strahlen der versinkenden Sonne glühten die Türme und spiralförmigen Säulen, die schimmernd in den dunkler werdenden Himmel ragten.

Die ferne Stadt lag ruhig und friedlich da.

Aber sie alle wußten: dieser Eindruck täuschte. Hier ging, durch die Überhandnahme der dämonischen Mächte unter Molochos, etwas vor, das ein ganzes Volk ins Unglück stürzen würde, das sie selbst nicht mehr verhindern konnten, weil das Geschehen in der Vergangenheit nicht mehr zu beeinflussen war. Sie konnten aus den Vorfällen lediglich ihre Lehren ziehen und lernen.

Aber nicht allein aus diesem Grund waren sie gekommen. Da gab es noch etwas: Arsons Familie war von den dämonischen Widersachern, denen er wie Hellmark den Kampf angesagt hatte, entführt worden.

Seine schöne Frau Amina und sein kleiner Sohn Taaro waren von finsteren Kräften in die Vergangenheit Xantilons gebracht worden. Was Molochos damit bezweckte, ließ sich nur vermuten. War es ihm nur darauf angekommen, Arson in die Vergangenheit zu locken, um ihn ein für allemal auszuschalten? So wie die Dinge lagen, mußte man alles in Betracht ziehen und jeder an Bord – selbst der vierzehnjährige Pepe – wußte, daß dieser Ausflug in die ferne Vergangenheit alles andere als ein Spaziergang sein würde.

»Warten wir die Nacht ab«, murmelte Arson, und ein tiefer Seufzer hob und senkte seine Brust. »Dann werden wir mehr erfahren.«

*

Entgegen ihrer Gewohnheit trank sie mehr Kaffee als sonst. Aber selbst der vermochte sie nicht so aufzumöbeln, wie sie sich das erhoffte.

Carminia ertappte sich dabei, daß sie nervöser und zerfahrener war, daß die Arbeit nicht richtig von der Hand gehen wollte – und daß die Sorgen blieben.

Kein Lebenszeichen von Björn und den anderen, keine Vorstellung davon, was sie in diesem Moment trieben, wo sie sich aufhielten…

Schon dies zu wissen, hätte sie beruhigt.

Überall im Haus fing sie eine Arbeit an und ließ sie dann doch liegen. Sie telefonierte mit einigen Bekannten und Freunden, um sich abzulenken. Doch auch mit diesen Leuten konnte sie nicht über ihre Sorgen sprechen. Sie wußten alle nichts von Björn Hellmarks wahrer Persönlichkeit, von seinem Auftrag und seinen Unternehmungen.

Gegen zehn Uhr morgens verließ Carminia den weißen Bungalow oberhalb des Genfer Sees, setzte sich in ihren Sportwagen und fuhr durch die Stadt. Sie machte einen Einkaufsbummel, der sie jedoch auch nicht auf andere Gedanken brachte.

Von einem Kiosk nahm sie schließlich wahllos mehrere Magazine und Tageszeitungen mit.

Als die Brasilianerin nach dem Leben und Treiben in den Straßen der Innenstadt zurückkehrte in die stille, abgelegene Gasse der Siedlung, war sie noch immer so nervös und unruhig wie zu Beginn ihrer Tour.

War Björn inzwischen angekommen?

Nein! Das Haus war leer.

Sie nahm eine Beruhigungstablette. Der Gedanke, daß etwas Schreckliches passiert sein könne, ergriff immer stärker von ihr Besitz.

Im stillen schalt sie sich eine Närrin. Schon mehr als einmal war Björn längere Zeit aus dem Haus gewesen, aber nie hatte sie ihre Unruhe so stark empfunden.

Was das eine Vorahnung?

Carminia blätterte ohne größeres Interesse die Magazine durch. Es befand sich eine englische Ausgabe darunter, in dem sie einen Artikel über ein Medium namens Sheila Martens entdeckte. Dieser Artikel faszinierte sie so plötzlich, daß sie sich fest las. Darin wurde über das Leben und Wirken dieses jungen, faszinierenden Mediums berichtet, zu dessen Ratgeberkreis prominente Schauspieler und Politiker ebenso gehörten wie Angehörige der englischen Adelsfamilien und der High Society. Die Reporterin – eine gewisse Helen Carter – wagte sogar anzudeuten, daß wahrscheinlich Mitglieder des Königshauses schon ihren Rat eingeholt und an Seancen teilgenommen hatten. Helen Carter fragte direkt, ob vielleicht der Versuch unternommen worden sei, die große englische Königin Victoria durch Sheila Martens zu interviewen?

Das Medium hatte einen Vermittler namens Gary, der die schwierigen Kontakte zu den Verstorbenen auf den verschiedenen Daseinsebenen aufnahm. In begeisterten Stellungnahmen einiger Personen, die Helen Carter anführte und die bereit waren, über ihre Erfahrungen zu sprechen, kam heraus, daß die jeweils herbeizitierten Verstorbenen interessante Einzelheiten von ihrem Dasein im Jenseits preisgaben und daß sie sehr persönliche Mitteilungen für ihre

Hinterbliebenen überbrachten, die nur der zu schätzen wußte und verstand, den sie etwas angingen.

Hervorragende Wissenschaftler nahmen ebenfalls Stellung, und ihren Worten war zu entnehmen, daß sie Sheila Martens nicht für eine Betrügerin, sondern für ein wirkliches Medium hielten, das bisher sicherste Beweise für ein Weiterleben nach dem Tod erbracht hatte.

Helen Carter ließ durchblicken, daß sie diesen Artikel in einer weiteren Ausgabe des ›Ladys Mag‹ fortsetzen wolle. Sie beabsichtigte, eine Sitzung herbeizuführen und verstorbene Freunde und Bekannte durch Sheila und ›Gary‹ zu befragen, um sich einen ganz persönlichen Eindruck von den Qualitäten des Mediums zu verschaffen.

Aber das war noch nicht alles, was Helen Carter an Erstaunlichem mitzuteilen hatte.

In dem letzten Absatz des Berichts tauchte ein Hinweis auf, der Carminia zusammenfahren ließ.

Dort stand: »Die Begegnung mit Sheila Martens hat mich veranlaßt, mich weiter mit dem Phänomen des Übersinnlichen zu befassen. Was für Menschen sind das, die – ohne daß sie es selbst wollen – plötzlich mit Fähigkeiten und Gaben gesegnet sind, die sogenannte parapsychische Kräfte entwickeln und uns Normalsterblichen weit überlegen sind. Sheila Martens ist nur eine von vielen. Aber sie vereinigt mehrere Fähigkeiten und Talente in sich. Sie vermag nicht nur die Toten im Jenseits zu sprechen – sie verfügt auch über seherische Gaben, die sie offenbar selbst noch nicht kennt. Während ich bei ihr war, fiel sie plötzlich in Trance, ohne daß sie das merkte und sagte: ›Der Mann, der an zwei Orten gleichzeitig sein kann… ich sehe ihn.‹ Wer ist dieser Mann? Es lohnt sich, dem Phänomen Sheila Martens nachzugehen…«

Carminia glaubte, eine glühende Nadel würde durch ihr Herz geschoben. Es gab ihr einen richtigen Stich, daß sie zusammenzuckte.

Der Mann, der an zwei Orten gleichzeitig sein konnte?! Sheila Martens hatte von – Björn Hellmark gesprochen. Von ihrem Björn!

Sekundenlang saß die junge Brasilianerin da, als wäre jegliches Leben aus ihrem Körper gewichen. Sie vergaß selbst das Atmen.

Dann kehrte plötzlich das Leben zurück, und die Zweiundzwanzigjährige handelte mit einer Spontaneität, die sie von Björn übernommen hatte.

Sie mußte mehr wissen! Diese Andeutung Helen Carters, der Reporterin, konnte viel beinhalten. Wie, vor allen Dingen, hatte Sheila Martens Hellmark gesehen? Wo? Konnte sie ihn beschreiben?

Carminia blätterte die Seiten durch, suchte das Impressum und schrieb sich die Telefonnummer des Verlages auf. Der hatte seinen Sitz in London in der South Lambeth Road.

Die Brasilianerin zögerte nicht, dort anzurufen. Sie benötigte fast

zwanzig Minuten, ehe der Ruf durchkam.

Die Telefonistin verband sie mit Helen Carters Büro.

Carminia hatte sich alles genau zurechtgelegt, wie sie was sagen wollte. Aber dann wurde doch alles ganz anders. Fragen und Antworten kamen auf, an die sie vorher gar nicht gedacht hatte.

Helen Carter hatte eine ausgesprochen angenehme Stimme. Die Reporterin unterhielt sich eingehend mit der Anruferin aus Genf. Carminia deutete an, daß sie bereit wäre, einiges über den Mann zu sagen, von dem Sheila Martens gesprochen hatte.

»Er ist ein Freund von mir«, sagte sie leise. »Vorausgesetzt, daß das Medium von dem sprach, den ich meine. Ich ängstige mich um sein Leben. Ich möchte Gewißheit über sein Schicksal. Glauben Sie, daß Sheila Martens bereit ist, mich zu einem Gespräch zu empfangen?«

»Zumindest wäre es einen Versuch wert, Miss Brado.«

Carminia erfuhr, daß Helen Carter für diesen Abend ein Gespräch mit Sheila Martens vorbereitet hatte.

»Im Moment hält sie sich nicht in ihrer Stadtwohnung in Birmingham auf. Sie hat sich vor einigen Tagen mit dem bekannten Fernsehdarsteller Donovan Bradley auf ein einsames Landhaus zurückgezogen, wie ich in Erfahrung bringen konnte. Miss Martens ist leider dort nicht telefonisch erreichbar, sonst hätte ich Sie sofort von Ihrem Wunsch unterrichtet. Ich kann mir aber vorstellen, daß sie sicher selbst sehr daran interessiert ist, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich werde mit Sheila Martens sprechen.«

»Unter Umständen könnte es also Tage dauern, ehe ich Bescheid erhalte?«

»Ja.«

»Mir wäre besser gedient, umgehend etwas zu erfahren. Sie verstehen?«

»Ja, ich verstehe Sie. Ich bin sicher, Sie auch ohne besondere Voranmeldung mitnehmen zu können. Doch schließlich kann ich nicht von Ihnen verlangen, daß Sie sich sofort zum Flugplatz begeben und die nächste Maschine nach London oder Birmingham nehmen, nur um heute abend mit mir und Sheila Martens zusammenzutreffen.«

»Ich wüßte nicht, was dem im Weg stünde«, reagierte Carminia Brado. »Nach einer Stunde Flugzeit bin ich drüben. Wir hätten noch den ganzen Nachmittag vor uns – vorausgesetzt, ich kriege noch ein Ticket.«

Carminia vernahm den überraschten Ausruf aus Helen Carters Mund am anderen Ende der mehr als tausend Kilometer entfernten Strippe. »Heißt das… Sie würden… Sie wollen…« Der Engländerin verschlug es offensichtlich die Sprache.

Daß jemand sich so schnell und so unkonventionell entschied, war ihr offenbar noch nicht bekannt.

Schließlich erreichte man London oder Birmingham nicht mit dem nächsten Linienbus.

»Ich rufe noch mal zurück, Miss Carter!« sagte Carminia Brado. »Ich erkundige mich bei den Fluggesellschaften, ob ich für die nächste Maschine noch einen Platz buchen kann.«

Die Brasilianerin hatte Glück. Die nächste Maschine vom Typ Boeing 737 verließ um dreizehn Uhr zehn Genf. Zeit genug also für die junge Frau, um Vorbereitungen zu treffen. Für sie, die bereits Orte besucht hatte, deren Entfernung sich nicht in Kilometern und Meilen nennen ließ, bereitete es keine Schwierigkeiten, innerhalb weniger Minuten einen Koffer zu packen und sich für einen plötzlichen Abflug zu engagieren.

Carminia sprach mit Helen Carter ab, daß sie sich auf dem Heathrow Airport trafen. Das war für sie beide am einfachsten. Im Flughafen-Restaurant sollte die Begegnung stattfinden. Carminia beschrieb das dunkelrote, weitschwingende Kleid, das sie tragen würde.

»Ich werde Sie bestimmt auf Anhieb erkennen«, ließ Helen Carter sich vernehmen. »Ich freue mich auf unsere Begegnung.«

*

Es klappte wie am Schnürchen. Die Zeit verging – im wahrsten Sinn des Wortes – wie im Flug. Die Maschine hob pünktlich ab und landete noch fünf Minuten vor der planmäßigen Ankunftszeit auf dem Heathrow Airport.

Nach der Abfertigung suchte die Brasilianerin sofort das Flughafen-Restaurant auf. Reges Treiben herrschte hier. Menschen aller Rassen und Nationen waren versammelt. Stimmengemurmel erfüllte die Luft. Ein Steward bahnte sich einen Weg durch die Massen. Ein gläsernes Portal führte auf einen ebenfalls verglasten Korridor, von dem aus man einen Blick auf das Flugfeld hatte. Eine Maschine stieg mit donnernden Triebwerken steil in den Himmel. Der Riesenvogel vom Typ 747, ein Jumbo-Jet, schien sich förmlich in die Höhe zu schleichen und nur langsam an Abstand zur Erde zu gewinnen.

Der Steward steuerte auf eine alte Frau zu, die zwei minderjährige Kinder an der Hand führte. Die beiden – ein Junge und ein Mädchen – hatten um den Hals große Karten hängen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Paketanhängern nicht verleugnen konnten. Der Steward reichte den jungen Passagieren freundlich lächelnd die Hand und sprach mit ihnen.

Das alles bekam Carminia am Rande mit, während sie quer durch die große Halle lief, auf der Suche nach einem freien Tisch.

»Sie sind Miss Brado«, sagte da unerwartet eine Stimme hinter ihr.

Carminia wandte den Kopf. Eine Frau, Mitte dreißig, gut einen Kopf größer als sie, stand vor ihr.

Helen Carter wirkte ausgesprochen charmant und sah attraktiv aus. Ihr Haar hatte einen gedämpften Karottenton, der im Kontrast zu ihren nixengrünen Augen stand. Sie trug ein modernes, leicht antailliertes Kostüm mit langem Rock. Dazu hohe Absätze. »Ich habe doch gewußt, daß ich Sie auf Anhieb entdecken würde. Ich freue mich, Sie kennenzulernen.« Sie streckte der rassigen Südamerikanerin die Rechte hin. Ihr Händedruck paßte zu ihrer Selbstsicherheit.

Helen Carter hatte einen schön geschwungenen Mund, und das Lippenrot harmonierte genau mit ihrer Haarfarbe, als sei es extra für sie komponiert worden.

Die Reporterin führte die Brasilianerin zu einem kleinen Tisch an der Fensterscheibe. »Den habe ich noch ergattern können«, lächelte Helen Carter. »Ich nehme an, Sie wollen erst einen Imbiß zu sich nehmen, vielleicht auch eine Tasse Kaffee? Wenn Sie den Wunsch haben sollten, gleich Ihr Hotel aufzusuchen, ist mir das ebenfalls angenehm. Ich richte mich da ganz nach Ihnen. Ihr Zimmer ist reserviert. Das Hotel – first class, muß ich Ihnen bestätigen – liegt nur zehn Autominuten von hier entfernt.«

Es war einfach, mit ihr ins Gespräch zu kommen. Sie war überhaupt nicht kompliziert.

Carminia zog es vor, umgehend ins Hotel zu fahren. Dort packte sie ihren Koffer aus und machte sich dann frisch. Im Restaurant des Hauses nahmen die beiden Frauen dann einen Drink zu sich und unterhielten sich über alles Anstehende in Ruhe.

Carminia ging mit dem, was sie schließlich von sich gab, nicht ins Detail. Sie sprach lediglich von einem guten Freund, der über paranormale Fähigkeiten verfüge und über dessen Schicksal sie gerne Bescheid wissen möchte. Sollte sich im Gespräch mit dem Medium herausstellen, daß mehr herauskam, daß Björn vielleicht eine persönliche Mitteilung für sie hatte, dann war sie auch bereit, Helen Carter weiteres zu eröffnen. Sie hoffte mehr auf eine persönliche Darstellung Sheila Martens' als auf eine direkte persönliche Botschaft Björns. In diesem Fall – und vor diesem Gedanken hatte sie Angst – mußte sie davon ausgehen, daß Björn nicht mehr am Leben war…

»Hatten Sie inzwischen Gelegenheit, Sheila Martens zu informieren?« interessierte Carminia Brado sich.

Ein kaum merkliches, hilfloses Lächeln umspielte die Lippen der Reporterin. »Leider nein. Das ist überhaupt, so eine Sache. Wir sind für den heutigen Tag verabredet, das hatte ich Ihnen schon gesagt. Vorgestern noch habe ich versucht, sie telefonisch und dann auch persönlich zu erreichen. Ihre Wohnung stand leer. Durch Hinweise erfuhr ich, daß sie am Abend zuvor das Haus verlassen hatte. Seither

ist sie nicht zurückgekehrt.«

»Es wird ihr doch nichts passiert sein?« fragte Carminia ernst.

Aber dann, als die Reporterin sich erklärte, wurde ihr die Reaktion Helen Carters klar.

»Das kommt ganz darauf an, von welcher Warte aus man die Sache sieht«, bemerkte die Engländerin verschmitzt. »Sie kennen Donovan Bradley?«

»Ich habe ihn schon im Fernsehen gesehen.«

»In seiner Rolle als Callaghan?«

»Nein. Da spielt er einen Privatdetektiv. Typ á la James Bond, ständig ein paar schnoddrige Bemerkungen auf der Zunge. Ein Charmeur.«

Helen Carter lachte. »Als Callaghan ist er unwiderstehlich, ehrlich. Entweder ist ihm diese Rolle auf den Leib geschrieben – oder er wird der Hauptperson der Serie immer ähnlicher. Der langen Rede kurzer Sinn, Carminia«, ohne Übergang sprach sie die attraktive Brasilianerin plötzlich mit dem Vornamen an, »Sheila Martens ist unverheiratet und Donovan Bradley ein Herzensbrecher. Vielleicht hat das Mädchen Feuer gefangen und sie haben aus dem alten Haus, das Bradley zum Kauf angeboten wurde, ein Liebesnest gemacht? Fest steht auch, daß Bradley seit dem Tag, da er Sheila traf, sich nicht mehr in den Studios hat blicken lassen. Der Regisseur spielt verrückt, der Produzent rauft sich die Haare. Dieser Sonderurlaub, den der große Bradley sich da erlaubt, paßt niemand so recht in den Kram. Er kostet die Verantwortlichen eine Stange Geld. Aber was soll es? Produzent und Regisseur sind froh wenn Bradley selbst wieder auftaucht und hoffen auf ein baldiges Ende dieser merkwürdigen rosaroten Episode. Ich weiß das alles über vier Ecken. Ob es der Wahrheit entspricht, werde ich bald wissen. – Eigentlich bin ich ganz froh, daß die Sache mit Ihnen dazwischengekommen ist.«

»Wieso? Das verstehe ich nicht.«

»Ganz einfach, Carminia: als Sheila sich in Trance befand und von dem geheimnisvollen Fremden sprach, der an zwei Orten gleichzeitig sein könne, da bohrte ich weiter. Das interessierte mich, das wollte ich genau wissen. Aber ebenso schnell, wie die Vision sich bemerkbar machte, erlosch sie wieder. Ich sprach Sheila Martens dennoch im Wachzustand darauf an. Sie kann sich dann nie an das erinnern, was sie in Trance sagte. So war es auch diesmal. Aufgeregt und ernst hörte sie mir zu, als ich ihr vom Band ihre eigenen Worte abspielte. ›Das soll ich gesagt haben?‹ verwunderte sie sich. ›Aber es stimmt! Das ist meine Stimme. Ich muß dahinterkommen, wer dieser Mann ist und was er von mir will.‹«

Carminia Brado nagte an ihrer Unterlippe. Björn war in Bedrängnis! Er suchte Kontakt zur Welt der Lebenden, hatte vielleicht

doch eine Mitteilung für sie, und sie war der Fügung dankbar, die sich hier eröffnet hatte. Wie gut es gewesen war, das ›Lady's Mag‹ durchzublättern und dann den Mut zu finden, sofort mit der verantwortlichen Redakteurin in Kontakt zu treten!

An diesem ersten Nachmittag sollte Helen Carter Carminia mitnehmen. So war es abgemacht. Sollte sich die Notwendigkeit eines verlängerten Aufenthaltes herausstellen, dann wollte sie sich gleich am nächsten Tag einen Leihwagen besorgen. In diesen Dingen war sie beweglich. An Hellmarks Seite hatte sie viel gelernt.

Helen Carter fuhr einen seegrünen Austin. Der Wagen hatte die Farbe ihrer Augen.

Sie war eine gute Fahrerin. Schon bald hatten sie die Stadtgrenze Londons hinter sich. Das Land wurde flacher, das Häusermeer wich zurück. Grau und trüb war der Himmel. Es sah nach Regen aus.

Sie passierten schon bald eine Weine Ortschaft, und die Backsteinhäuser dort mit den weißen Eingängen und den roten Ziegeldächern sahen aus wie Puppenhäuser, die jemand dorthin gestellt und vergessen hatte. Kleine, gepflegte Gärten, Zierrasen, verblühende Blumen. Menschen erblickte man überhaupt nicht.

Fünf Kilometer weiter sah das plötzlich ganz anders aus.

Sie fuhren eine kurvenreiche Straße, die sich scheinbar endlos durch einen Wald schlängelte. Unmittelbar an einer Kreuzung standen plötzlich wie aus dem Boden gewachsen mehrere Polizeifahrzeuge und geparkte Autos Neugieriger. Eine Menschenansammlung… ganz unerwartet.

Genau jenseits der Kreuzung gab es eine große, umzäunte Wiese mit einem Schuppen und einem etwas abseits liegenden, gutshofähnlichen Gebäude.

Auf der Wiese weideten zahlreiche isländische Ponys, und ein rustikales Holzschild wies in großen, handgeschnitzten Lettern darauf hin, daß hier tatsächlich Ponys gezüchtet wurden, daß es hier einen Reiterhof gab und die Sonntagsausflügler eingeladen wurden, mit Kind und Kegel sich ein paar angenehme, geruhsame Stunden zu gönnen.

Es wurden auch Ponys zum Verkauf angeboten.

»Was ist denn hier passiert?« wunderte Helen Carter sich, bremste langsam und rollte bis zur Kreuzung vor.

Drei Bobbys waren damit beschäftigt, die Schar der Neugierigen aufzulösen. Die Betreffenden wurden angewiesen in ihre Fahrzeuge zu stiegen und das Feld zu räumen.

Als die Reporterin anhielt, kam sofort ein Uniformierter auf sie zu.

Die beiden Frauen erkannten eine klebrige Schleifspur, die quer über den Asphalt auf das Gelände des Ponyzüchters führte. Ein weißlicher, blasig werdender Belag lag auch auf dem eingedrückten Gatter und der saftigen Wiese. Dort schimmerte noch etwas Weißes,

aber das war nicht der Belag – das waren Knochen. Als die beiden zivil gekleideten Männer, von denen der eine einen Fotoapparat hatte, aus der Hocke emporkamen, war deutlich zu erkennen, daß dort drüben ein halbes Pferdeskelett lag.

Da war auch der Bobby schon am heruntergekurbelten Fenster neben Helen Carter.

»Bitte fahren Sie weiter! Es gibt hier nichts zu sehen, meine Damen«, sagte er freundlich.

»Ich sehe aber doch etwas«, widersprach Helen Carter sofort. Sie deutete nach vorn. »Es hat wohl einen Unfall gegeben. Zwischen einem Pony und einem Fahrzeug, wie? Komisch ist nur, daß dem Tier dabei von der einen Körperhälfte förmlich das Fleisch von den Knochen geschält wurde.«

Sie hatte es sofort auf den ersten Blick erkannt, daß hier etwas Außergewöhnliches passiert sein mußte.

Der Uniformierte hob den Blick. Man sah dem Mann an, daß er ursprünglich etwas anderes sagen wollte, daß das Erkennen der Chauffeurin ihn aber veranlaßte, es dann doch nicht zu tun.

»Sind Sie nicht Miss Carter?« fragte er, um sich zu vergewissern.

»Erraten! Sie sind ein Schlauberger!«

Der so Angesprochene seufzte. »Es bleibt einem aber auch nichts erspart.«

»Soll das heißen, daß Sie mich nicht mögen?«

»Sie irren, Madam. Sie gefallen mir sogar recht gut. Aber wie Sie dahintergekommen sind, daß…« Er deutete hinter sich und machte eine dem entsprechende Geste.

»Ich bin zufällig hier, weil ich die Strecke fahren mußte«, entgegnete Helen Carter.

»Ich dachte schon, jemand hätte Sie informiert. Wäre auch ungewöhnlich gewesen. Paßt gar nicht in Ihre Sparte, nicht wahr?« Er unterbrach sich. Zwei, drei Fahrzeuge sprangen an und wurden von den Bobbys auf die Straße gewunken.

Der Uniformierte an Helen Carters Fenster streckte fast seinen Kopf in den Wagen. »Vergessen Sie, was Sie gesehen haben, Miss Carter! Ich freue mich zwar, endlich mal Ihre persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben, nachdem ich in dem Magazin, das meine Frau immer liest, schon so oft Ihr Bild bewundert habe. Behalten Sie das Bild, das Sie hier gesehen haben, für sich! Melden Sie das Ereignis nicht an Ihre Redaktion, damit eventuell ein Reporter hierhergeschickt wird. Wir möchten nicht, daß die Sache so schnell publik wird.«

»Viele Menschen haben etwas gesehen«, deutete Helen Carter auf die Neugierigen, mit denen die Bobbys ihre Mühe hatten. Einige erwiesen sich als widerspenstig.

»Aber niemand weiß etwas Genaues. Es wird nichts von all dem

morgen in der Zeitung stehen. Es ist nicht richtig, die Geschichte an die große Glocke zu hängen, solange wir nichts wissen. Bitte, fahren Sie jetzt!«

Die Bitte klang nicht wie ein Befehl. Man merkte es dem jungen Mann an, daß er die Geschichte gern ohne großes Aufsehen hinter sich bringen wollte.

Helen Carter nickte. »Schon gut. Wenn Sie mich so bitten, kann man ja nicht anders, aber um eine geheime militärische Angelegenheit handelt es sich wohl nicht?«

Der Witz kam nicht an. Die Miene des Polizisten blieb ernst.

Helen Carter startete. Carminia und die Reporterin warfen noch einen Blick aus dem Seitenfenster, Zwei Männer in blauer Arbeitskleidung, die die ganze Zeit über an dem niedergerissenen und zersplitterten Gatter standen, legten nun eine Plane über das verendete und übel zugerichtete Tier. Im Vorüberfahren fielen den beiden Frauen noch mal besonders die breiten, schaumigen Schleimspuren auf, die auch quer über das Wiesengelände führten und irgendwo am Waldrand sich zu verlieren schienen.

»Komische Sache«, murmelte Helen. »Können Sie sich vorstellen, was hier passiert sein kann, Carminia, das solche Spuren hinterläßt?«

»Nein. Es ist wirklich sehr merkwürdig.«

*

»Es ist soweit. Wir können es riskieren.«

Björn Hellmark und Arson, der Mann mit der Silberhaut, waren vorbereitet.

Nichts wurde dem Zufall überlassen. Arson, der die Zeiten bereiste, kannte sich in vielen Details aus. Oft war es notwendig, daß er sich unter die Bevölkerung mischte, um einen Erfahrungsbericht mit in seine Zeit zu nehmen. Vieles auch kannte er nur durch theoretische Studien. Für die meisten Fälle war er eingerichtet, wie er zu sagen pflegte.

Damit meinte er, daß er über einen ausreichenden Fundus verfügte, um sich den verschiedenen Zeitepochen stilgerecht anpassen zu können.

Im Mittelalter war eine andere Kleidung üblich als in der Steinzeit oder in der Zeit, aus der Hellmark kam.

Nicht auffallen, hieß die Devise. Das konnte man nur, wenn man die entsprechenden Zeitebenen genau kannte und sich nach Möglichkeit so gering wie möglich von denen unterschied, die in diesen Ebenen lebten.

Aus der Maskenkammer, die einen großen Teil des Schiffes einnahm, hatte er zwei farbenprächtige Gewänder geholt, wie sie auch

die Skelette in der Geister-Höhle auf Marlos trugen.

Diese Kleidung war auf Xantilon üblich gewesen.

Pepe grinste von einem Ohr zum anderen, als er Björn und Arson bis zum Ausgang des Zeitschiffes begleitete. »Du siehst direkt vornehm aus«, krähte er. »Wenn dich Carminia jetzt sehen könnte – ich glaube, sie würde sich totlachen. Du in Frauenkleidern… es ist zum Schießen!«

»Im alten Rom trug man ähnliche Gewandung, mein Lieber«, sagte Hellmark würdevoll, das dunkelviolette Gewand mit einem gekonnten Schwung über seine Schulter ziehend und den einen Zipfel mit der handgroßen, goldfarbenen Spange festklemmend, damit der Saum geradeso lang war, daß ihn die Füße nicht berührten.

Hinter Pepe humpelte noch Rani Mahay her. Der Inder fühlte sich nach seinem Zusammenstoß mit einer durch Uga, den urwelthaften Magier, hypnotisierten Flugechse wieder recht wohl, war aber nach der Bluttransfusion noch nicht wieder der alte.

Rani meinte: »Auf alle Fälle lasse ich es mir nicht entgehen, euren Auszug aus allernächster Nähe zu beobachten. Ich werde euch noch ein Abschiedslied winken.«

Am Ausgang verabschiedeten sich Arson und Björn von den Freunden.

»Bleibt hier und paßt gut auf«, ermahnte der Mann mit der Silberhaut Pepe und Rani Mahay. »Und vor allem: bleibt im Schiff. Dort kann euch nichts geschehen. Es ist kaum anzunehmen, daß es hier in dieser abgelegenen Landschaft zu einem Zwischenfall kommt, aber ganz sicher kann man da nie sein. Es ist schon mehr als einmal passiert, daß Zeitbeobachter von den Menschen der untersuchten Zeitebenen entdeckt wurden. In manchen Zeitaltern führt so etwas zu einer Massenhysterie unvorstellbaren Ausmaßes. Die unbekannten Flugobjekte, die man in Ihrer Zeit oft auch als UFOS bezeichnet hat, waren nichts anderes als unsere Schiffe. Noch hält man uns für die Bewohner eines anderen Sterns, niemand weiß die Wahrheit, niemand weiß, daß wir aus der Zukunft der Erde kommen, um die Vergangenheit zu erforschen. Das soll auch weiter so bleiben. Selbst wenn man auf die Kugel in dieser Einöde durch irgendeinen unerfindlichen Grund aufmerksam werden sollte, macht euch nicht bemerkbar! Solange der Eingang dicht ist, kann nichts geschehen.«

Pepe und Rani blieben wie verabredet zurück.

Björn und Arson gingen hinaus in die warme, dunkle Nacht. Nur vereinzelt blinkte ein Stern am Himmel. Der Mann mit der Silberhaut war zufrieden.

»Bessere Bedingungen können wir uns gar nicht wünschen«, murmelte er. Sie schritten den Hügel abwärts. Dichtes Buschwerk und mannshohe Staudengewächse säumten den Pfad, den sie sich selbst

zwischen den Gewächsen suchten. Der Boden war fest und dunkel, dazwischen ragten einzelne Steine empor. »Der Himmel ist bewölkt, wir kamen unbeobachtet hier an – wenn alles weiter so verläuft, können wir zufrieden sein.«

Aber keiner rechnete eigentlich damit, daß alles weiter so glatt verlaufen würde.

Sie waren in eine Welt eingedrungen, in der Zauberer, Dämonen und Fabelwesen zu Hause waren, die in späteren Überlieferungen, wie Märchen und Sagen, ihren Niederschlag finden sollten. Diese Welt, in der die Geister und Dämonen mehr wirkten als in der Zeit, aus der Hellmark kam und die man als das zwanzigste Jahrhundert bezeichnet, war weitaus gefährlicher als der erste Eindruck vermittelte.

Und beide – Björn und Arson – waren darauf vorbereitet.

Hellmark trug unter dem weitschwingenden Gewand das magische Schwert bei sich, Arson hatte ein kleines Gerät dabei, das an einen etwas verdickten Drehbleistift erinnerte und metallisch schimmerte. Eine Waffe aus seiner Zeit. Sie war so konstruiert, daß sie einen Menschen aus Fleisch und Blut niemals tötete, sondern nur – wenn die Situation es erforderte – betäubte. Legte er die Waffe aber auf einen Dämon an, dann verbrannte der.

Die beiden Männer redeten immer weniger, je weiter sie sich von dem Zeitschiff entfernten. Schon verschwand es hinter dem Hügel und war nicht mehr wahrnehmbar.

Björn und Arson überquerten ein steppenartiges Gelände, auf dem einzelne Baumgruppen standen.

Der warme Wind säuselte in den schirmartigen Kronen.

Das Gelände wurde flacher und zeigte schließlich Spuren der Bebauung, Äcker und Wiesen, dann die dunkle Silhouette der fremden Stadt.

Eine Stadt der Vergangenheit. Björn Hellmark, der nach seiner wundervollen Errettung durch Al Nafuur schon so manches Phantastische und Außergewöhnliche gesehen und erlebt hatte, blieb stehen, um das Bild in sich aufzunehmen.

Die Stadt in der Talsenke – nur eine Steinwurfweite vom offenen, spiegelglatten Meer entfernt – das war also das sagenhafte Xantilon, jene Stätte der frühen Menschheit, als sie bereits schon mal einen entscheidenden Punkt in ihrer Entwicklung erreichte – und schließlich der große Niedergang kam. Aus diesem war der Fall in die Barbarei der Urzeit erfolgt, wenn Björn die Dinge richtig sah, und erst von dort aus war wieder eine Entwicklung erfolgt, die die Menschheit zu jenem Punkt führte, den sie jetzt in der Gegenwart erreicht hatte. Die phantastischen technischen Errungenschaften, das großartige Wissen – das alles waren keine Neuentdeckungen, sondern Erinnerungen an

eine Zukunft in der Vergangenheit.

Es gab namhafte Historiker der Gegenwart, die diese Möglichkeit ernsthaft ins Auge faßten, eine Möglichkeit, die sie vor einiger Zeit noch ebenso ernsthaft bestritten und belächelt hatten.

In Büchern der Neuzeit war die Rede von den Atlantiden, die jetzt wieder auftauchen würden, die wiedergeboren wurden und sich ihres Daseins in einer fernen Vergangenheit erinnerten.

Man hatte den Sammelbegriff »Atlantiden« gewählt – wahrscheinlich, weil die meisten nicht wußten, daß es außer Atlantis noch mehr Inselwelten gab, die das gleiche Schicksal erlitten. Da hatte Mu existiert, die Insel der Monster und Ungeheuer, da hatte es Xantilon gegeben, wo die Dämonen und Geister zu Hause gewesen waren.

Alle Reiche waren versunken. Durch große Naturkatastrophen?

Björn Hellmark, der zu den wiedergekehrten »Atlantiden« gerechnet werden mußte, bezweifelte das. In seiner Erinnerung, die er bisher gewonnen, und dem, was er von seinem geheimnisvollen Geistführer Al Nafuur aus jenem Reich zwischen Diesseits und Jenseits vernommen hatte, sahen die Dinge schon ein wenig anders aus.

Bösartige geistige Mächte waren für die großen Katastrophen verantwortlich zu machen, vielleicht auch noch die Überheblichkeit und die Überschätzung der Menschen jener Zeit, die glaubten wie die Götter zu sein.

All das ging ihm durch den Kopf, während er die blauviolette Silhouette der fremdartigen Stadt betrachtete.

Die Häuser waren nicht höher als drei bis vier Stockwerke und standen nicht dicht an dicht. Es gab flache und steile Dächer, aber in anderen Formen als die in der Gegenwart, aus der Hellmark kam.

Dazwischen gab es Rundgebäude, die jedoch keine Ähnlichkeit mit Türmen hatten. Sie waren flach und erinnerten entfernt an große Muscheln, deren Schalen aufgeklappt waren. Zwischen den einzelnen Bauten und spiralförmig in den Himmel wachsenden Säulen gab es Gartenanlagen, Parks und freie, künstlerisch gestaltete Plätze.

Im Schutze der Nacht näher an den Stadtrand kommend, bemerkte Björn leise: »Es gibt richtige Straßen und Gassen. Aber man sieht weit und breit kein Fahrzeug. Mann, gibt’s hier noch Parkplätze!«

»Vielleicht liegen sie unter der Erde«, murmelte Arson. Seine Augen glitzerten und befanden sich in ständiger Bewegung, als dürfe ihnen nichts entgehen.

Die Stille in der Stadt war beinahe beängstigend. Nur hin und wieder schimmerte irgendwo hinter verhangenen Fenstern schwaches Licht und zeigte sich ein flüchtiger Schatten.

»Es kann doch noch gar nicht so spät sein. Die Sonne ist – nach unserer Zeitrechnung erst vor zwei Stunden untergegangen – und doch

herrscht hier eine Stille wie in der tiefsten Nacht.« Arsons Unruhe wuchs. »Das Ganze gefällt mir nicht.«

Sie lauschten und hielten den Atem an.

Nur den Wind hörte man, der die Luft bewegte. Wenn sie sich rührten, raschelten ihre farbenprächtigen Gewänder, die Arson extra – der Zeit angepaßt – in dunklen Tönen gewählt hatte, um die Tarnung so perfekt wie möglich zu halten.

»Es liegt etwas in der Luft. Ich spüre förmlich die Anspannung, die Ängste der Menschen«, fuhr Arson fort.

Hellmark nickte kaum merklich. Auch seine überempfindlichen Sinne reagierten wie eine Antenne auf die Stimmungen und Gefühle.

»Ist es die Nacht – in der es passieren wird?« fragte Björn leise.

Er brauchte nicht deutlicher zu werden. Arson wußte, was damit gemeint war.

Björn spielte auf den Untergang der Insel an.

In prophetischen Träumen, die Arson aufgrund seines Besuches beim Baum des Schicksals hatte und die sich des öfteren wiederholten, wenn er es wollte, war der Mann mit der Silberhaut davon unterrichtet, daß seine Frau und sein Sohn zu einem Zeitpunkt nach Xantilon gebracht worden waren, wo das Schicksal der Insel bereits besiegelt war. Er hatte die Katastrophenstimmung im Traum erlebt und wußte, daß zu diesem Zeitpunkt Amina und Taaro mit Gewißheit auf der Insel weilten.

Ob er sie fand, bevor die große Katastrophe hereinbrach?

Wann würde die sein? In einer Stunde – in einem Tag – einer Woche – einem Monat?

Hier existierten keine genauen Fakten. Durch eigene Beobachtung mußten sie erkennen, welchen Zeitpunkt sie erreicht hatten, und lernen, die Zeichen zu lesen.

Angespannt gingen sie im Schutz der mit großen Blättern und Blüten schwer behangenen Bäume weiter in die Stadt hinein, nutzten die Häuserschatten und lauschten in die Nacht.

Diese unnatürliche, fremdartige Stille stimmte sie nachdenklich.

Nachtzeit – es war die Stunde der Dämonen und Geister. Hing es damit zusammen? War den bösen Mächten schon soviel Raum und Einfluß überlassen worden, daß die Menschen dieser Stadt es nicht mehr wagten, nach Einbruch der Dunkelheit ihre Häuser zu verlassen?

Aus dem, was sie wußten und vermuteten, bildeten die beiden Männer sich ihre Meinung.

Lautlos wie zwei Schatten huschten sie an den Hauswänden entlang. Sie schimmerten matt, bestanden aus irgendeiner Art unbekanntem, geschliffenem Stein. Auch die himmelhoch ragenden Spiraltürme.

Björn und Arson erreichten in der wie ausgestorben daliegenden

Stadt eine Straßenecke. Zwei Rundbauten, flach und riesig, waren durch eine mannshohe Mauer, die mit einem efeuähnlichen Gewächs umrankt war, miteinander verbunden. Das Blattwerk war so dicht, daß es unmöglich war, einen Blick in den dahinter liegenden Garten zu werfen.

Fremdartige, schwere Düfte lagen über diesem Teil der Straße – und aus dem Garten hinter der Mauer und dem Efeu stiegen kaum sichtbare Dämpfe, die sich mit der Nachtluft vermischten.

War dies das Haus eines Magiers oder Priesters? Hauste dort ein Dämon, der sich unter die Menschen dieser Stadt gemischt hatte?

Die Gelegenheit, etwas zu erfahren, war gekommen.

Björn und Arson sahen sich an. »Ich werde gehen«, sagte da der Mann mit der Silberhaut, an der Wand entlanggehend und sich dem schweren Gittertor nähernd, das ebenfalls mit dichtem Efeu bewachsen war.

Aber hier konnte man hochklettern und einen Blick in den rätselhaften, zugewachsenen Garten werfen.

»Warum etwas riskieren, wenn es einfacher geht?« murmelte Björn da. Er hielt Arson zurück. »Wenn jemand an zwei Orten gleichzeitig sein kann, dann sollte er das in dem Augenblick ausnutzen, wo es am wichtigsten ist.«

Ein Gedanke genügte. Björn fühlte sich frisch und ausgeruht, es bedurfte in diesen Fällen keiner besonderen Kraftanstrengung und Konzentration.

Sein Zweitkörper, aus feinstofflicher Substanz bestehend, entwickelte sich rund hundert Meter weiter. So tauchte mitten in der Dunkelheit des fremden Gartens ein zweiter Hellmark auf.

Das war Macabros.

*

Beide Körper – der aus Fleisch und Blut und der feinstoffliche Ätherkörper – waren gleichzeitig ansprechbar, lebendig und voll aktiv.

Das sogenannte »Majavi-Rupa« war erreicht. Dieser Zustand war nicht die Regel, sondern die Ausnahme und zeugte in diesem Augenblick von der besonders guten Konstitution Hellmarks. In den meisten Fällen war es so, daß der eine Körper schwächer wurde, je stärker der andere materialisierte.

Was Macabros in diesen Sekunden sah und hörte – empfingen auch Hellmarks wache Sinne, und er teilte es mit leiser Stimme seinem Begleiter mit.

Macabros stand im Schatten eines riesigen, mit handtellergroßen, muschelförmigen Blüten übersäten Baumes, dessen Krone sich wie ein Schirm über ihn spannte.

Was die Augen von Hellmarks Zweitkörper hier wahrnahmen, irritierte ihn.

In dieser sauberen, gepflegten und ruhigen Stadt hätte er das nicht erwartet.

Nur wenige Schritte von ihm entfernt, mitten in dem riesigen Park zwischen den beiden Rundbauten, gab es eine uralte Ruine, die faulig roch und deren feuchte Mauern von einem grauen Schimmelpilz überwachsen war.

Das Gebäude war eckig, Löcher und Risse im Mauerwerk waren tief.

Ein Mann, in kniender Haltung hatte eine Art blumengeschmückten Altar vor einer muffigen Ruine errichtet. Zwischen den Blüten auf dem kleinen Altar stand eine flache, goldfarbig schimmernde Schale, von der aus geheimnisvolle, streng riechende Dämpfe emporstiegen und sich in der Luft auflösten, kaum daß sie die Höhe der umrankten Mauer erreicht hatten.

Macabros verließ seinen Beobachtungsort.

Er nahm noch mehr wahr.

Hinter dem Knienden, der in ein ähnliches Gewand gehüllt war wie Hellmark und Arson erstreckte sich eine leicht ansteigende Terrasse. Die gläsernen Türen waren weit zurückgeschoben, und in der Dunkelheit des sich dahinter anschließenden Zimmers registrierte Macabros Bewegung.

Dort standen viele Menschen, als beobachteten sie einen wichtigen, aber verbotenen Vorgang.

Über die Lippen des Knienden kamen leise, unverständliche Laute. Das flackernde Feuer in der Schale schien sich plötzlich aufzublähen, hüllte für den Bruchteil eines Atemzugs wie ein Blitz den gesamten Altar ein – und der Widerschein spiegelte sich auf dem brüchigen Mauerwerk.

Macabros' Sinne waren ganz auf das Geschehen, nur eine Steinwurfweite von ihm entfernt, ausgerichtet.

Auch Hellmark war reine, gespannte Aufmerksamkeit, lehnte an der hohen Mauer und teilte Arson wispernd seine Wahrnehmungen mit.

Sie waren so sehr beansprucht, daß sie die Gefahr nicht erkannten.

In der Dunkelheit hinter ihnen bewegte es sich schattengleich.

Sie hörten nichts und sahen nichts…

Plötzlich standen die beiden vermummten und in nachtschwarze Tücher eingehüllte Gestalten hinter Björn und Arson. Ehe sie begriffen, wie ihnen geschah, war es schon vorüber.

Es zischte, als ob Stahlruten durch die Luft gezogen würden.

Björn warf sich noch instinktiv herum, doch seine Abwehr erfolgte zu spät.

Etwas krachte auf seinen Schädel.

Es wurde schwarz vor seinen Augen.

Hellmark kippte nach vorn, rutschte an der Wand entlang und schlug zu Boden.

Im gleichen Augenblick, als sein Bewußtsein erlosch, brach auch seine Kontrolle über seinen Zweitkörper zusammen.

Macabros, auf Beobachtungsstation im fremden, rätselhaften Garten einer ebenso rätselhaften Welt, wankte wie ein Schilfrohr im Wind – und seine Konturen wurden durchscheinend.

Der Ätherkörper schrumpfte und erlosch wie eine Kerzenflamme, die jemand ausblies.

*

Sie bemerkten beide nichts mehr. Tiefe Bewußtlosigkeit nahm sie gefangen.

Die schwarzvermummten Gestalten bückten sich, nachdem sie ihre wirkungsvollen Schlagwaffen ebenso lautlos wieder unter ihrem Umhang hatten verschwinden lassen, wie sie sie hervorzogen.

Die Vermummten schleiften Hellmark und Arson kurzerhand zu dem zugewachsenen Gittertor, das sich bei ihrer Annäherung lautlos wie durch Geisterhand öffnete.

Die beiden Bewußtlosen wurden in den lichtlosen, geheimnisvollen Garten gezerrt.

Das Tor schloß sich…

*

Ein großes Augenpaar blickte die beiden Frauen an.

Sie hat schöne Augen, waren Carminias erste Gedanken, aber sehr ernst. Warum sieht sie so traurig aus?

Die Brasilianerin und die Reporterin standen dem Medium gegenüber.

Es dämmerte. In dem alten Park war es schon dunkler als draußen im offenen Gelände.

»Miss Carter«, entfuhr es Sheila Martens überrascht, und sie schlug sich mit der Rechten gegen die Brust, als müsse sie sich bekreuzigen. »Unser Termin!«

»Richtig! Sie haben ihn vergessen – ich nicht. Ich lebe schließlich davon, daß ich Termine einhalte. Es war gar nicht einfach, Sie ausfindig zu machen. Aber nun habe ich Sie doch entdeckt. Ich bin froh darüber. Die Anfahrt war zwar ein bißchen lang, aber bei den großzügigen Honoraren, die die Verlagsleitung Ihnen zuliebe loseist, muß auch das drin sein.«

Sheila Martens' Blicke klebten förmlich an der braunhäutigen Begleiterin der Engländerin.

»Sie haben – jemand mitgebracht?« fragte das Medium überflüssigerweise.

»Ja, eine Bekannte. Es hat sich ganz plötzlich ergeben.« Helen Carter hatte die richtige Art, mit Menschen umzugehen. Sie erklärte wahrheitsgemäß wie der Kontakt zwischen ihr und Carminia Brado zustandegekommen war und sprach auch von der Absicht Carminias, an einer Sitzung teilzunehmen.

Die Art und Weise, wie sie Sheila Martens die Sache plausibel und schmackhaft machte, amüsierte Carminia Brado, obwohl es sich doch um eine ernste Angelegenheit handelte, wegen der sie gekommen war.

»Ist der große Charmeur auch im Haus?« plapperte Helen Carter munter drauflos, als sie die Türschwelle überschritt. »Ah, natürlich. Da steht ja sein Prachtgefährt.« Der grüne Rolls auf der anderen Seite des riesigen Blumenbeetes in der Mitte des Platzes vor dem Haus hob sich kaum von den Rhododendron-Büschen im Hintergrund ab. Helen Carter schien ihn in der Tat auch erst jetzt wahrzunehmen. »Er scheint den Entschluß gefaßt zu haben, hier zu bleiben. Drei Tage schon macht er Regisseur, Produzent und den Rest der Mannschaft verrückt. Ich kenne seine abergläubische Seite, Sheila. Haben Sie ihn inzwischen überzeugen können, daß es keinen Spuk und böse Geister gibt – oder hält er es hier nur aus, weil Sie in seiner Nähe sind und er sich da sicher fühlt, hm?«

»Vielleicht liegt es daran, wer weiß?« Sheila Martens wirkte blaß und abgespannt. Was sie sagte, klang auch nicht gerade überzeugend.

Sie ist so seltsam abwesend, ging es Carminia durch den Sinn.

Mehr als einmal ertappte sie sich dabei, daß sie das Medium eingehend musterte, während sie von ihm durch das Haus geführt und ihnen alles gezeigt wurde. Helen Carter war schrecklich neugierig, aber sie schien sich gut mit Sheila Martens zu verstehen und sie vor allen Dingen auch so gut zu kennen, daß die Art und Weise wie sie sprach und wie sie sich gab zum normalen Umgangston zwischen ihr und dem Medium zu gehören schien.

Das alte Haus vermittelte eine eigenartige, anheimelnde Atmosphäre. Überall brannten Lichter. Die kleinen verschnörkelten Lampen auf diversen Tischen paßten so recht zu dem Interieur, die Beleuchtung, die den Kamin indirekt anstrahlte, war nicht zu hell und nicht zu dunkel. Alles rundum machte einen ordentlichen und sauberen Eindruck, und man sah, daß hier die Hände einer Frau wirkten.

»Sie sind eine perfekte Hausfrau!« rief Helen Carter aus. »Ich kann mir denken, warum der große Bradley Sie nicht mehr fortläßt…«

Carminia sah in diesem Augenblick das leise Erschrecken in dem

abgespannten, bleichen Gesicht der schönen jungen Frau. Einen Moment lang wurde Sheila Martens wieder ernst, und eine steile Falte entstand auf ihrer Stirn, als versuche sie sich krampfhaft an etwas zu erinnern; dann glätteten sich ihre Züge wieder.

Carminia spürte instinktiv, daß Sheila Martens bedrückt war, daß sie Sorgen hatte. Mehr als einmal registrierte sie auch ihren unsteten Blick, ihre Gedankenversunkenheit, dann zuckte sie wieder zusammen, als erschrecke sie, als höre sie eine innere Stimme, der sie zu gehorchen hätte…

Dann wieder gab sich das Medium heiter und beschwingt, und der Hauch einer leichten Röte war auf ihren Wangen unverkennbar. Sheila Martens redete wie Helen Carter munter drauflos und war eine fröhliche, junge Frau, die von Bradleys Entschluß, endlich dem Trott und dem Streß, dem er seit Jahren ausgesetzt war, mal Adieu zu sagen, hellauf begeistert war.

»Er läßt keine Besucher an sich heran«, erfuhr die Brasilianerin aus dem Mund des Mediums. »Er läßt sich kaum noch hier oben sehen. Er ist ständig unten in der Alchimistenküche, wie ich sie nenne.«

»Alchimistenküche?« fragte Helen Carter. »Er wird sich doch nicht der Chemie verschrieben haben? Will er etwa aus Blei Gold machen? Oder was hat er sonst vor? Er wird doch keine verbotene Experimente planen? Chemikalien… neue Lösungen oder Säuren, mit denen… Carminia, erinnern Sie sich?« wandte die Reporterin sich plötzlich an ihre Begleiterin. »Der weiße, blasige Schaum… auf der Straße nach hier, rund drei Meilen weiter südlich…«

»Ja, ich weiß…«

»Wollte Bradley ein neues Reinigungsmittel ausprobieren, Sheila?« Sie berichtete, was sie gesehen hatten, und Carminia fand es nicht angebracht, jetzt in diesem Zusammenhang ihre makabren Wahrnehmungen preiszugeben. »Vielleicht ein Pferdeputzmittel?« fuhr sie unbeirrt fort. »Dabei hat er dem armen Versuchstier das Fell von den Knochen geschrubbt.«

Sheila Martens erbleichte bei Helen Carters Bericht. Carminia sah es deutlich und fand es geschmacklos, daß die Reporterin jetzt so ausführlich über diese Dinge berichtete und sich vor allem so unvorteilhaft benahm. Das paßte gar nicht zu ihr! Seitdem sie das alte Landhaus betreten hatte, schien eine Veränderung mit ihr vorgegangen zu sein. Sie benahm sich, als wäre sie hier zu Hause – und nicht Sheila Martens und Donovan Bradley.

Carminia Brado nahm sich vor, die Reporterin bei der nächsten, sich bietenden Gelegenheit darauf anzusprechen. Aber dazu kam sie nicht mehr.

Schritte waren auf der Kellertreppe zu hören. Jemand kam durch die Diele, die so groß war wie eine Halle.

Donovan Bradley näherte sich – groß, breitschultrig, selbstbewußt. Ein Mann, der seinen Wert kannte.

Er trug einen weißen, sauberen Kittel, darunter ein dezent gestreiftes Hemd und eine einfarbige Krawatte.

»Ist das Ihre neueste Rolle, Mister Callaghan?« stürzte Helen Carter auf ihn zu. Sie strahlte über das ganze Gesicht und schüttelte dem Mann die Hand, als gälte es, sie nie wieder loszulassen. »Forscher aus Passion – oh, was sehe ich da? Ihre neueste Schöpfung?« Sie deutete auf eine Flasche, die er in der Rechten hielt.

»Die, meine Liebe, enthält lediglich einen anständigen Sherry.« Donovan Bradleys Stimme dröhnte markig durch das Kaminzimmer, in dem sie nun alle Platz nahmen. Es war anheimelnd warm. Ein gemütliches Feuer knisterte. »Ich halte mich den ganzen Nachmittag schon dort unten auf und hatte eigentlich die Absicht, mit Sheila jetzt ein Gläschen zu trinken. Als Trostpflaster gewissermaßen – und aus Dankbarkeit! Schließlich habe ich ihr zu verdanken, daß ich hier an diesem herrlichen Fleck Erde hängengeblieben bin. Nun, dann begießen wir diese Freude eben gemeinsam«, fuhr er fort, nachdem ihm Carminia vorgestellt und dabei der Grund ihres Hierseins erklärt worden war. »Für eine Seance ist es zwar ein bißchen früh, aber Ihr Fall ist doch so wichtig, daß Sheila sicher nicht nein sagen wird. Wenn es darum geht, das Schicksal eines geliebten Menschen zu klären, ist Sheila Martens genau die richtige. Und wenn ich sie darum bitte, wird sie erst recht nicht nein sagen können, nicht wahr, Sheila?«

Sie lächelte und blickte ihm tief in die Augen. »Ich werde nicht nein sagen können, Don. Ich möchte es auch gar nicht.«

»Sehen Sie, Miss Brado, das ist Sheila Martens! Sie ist immer für andere da.«

Die ganze Atmosphäre in diesem Haus, diese plumpen Anbiederungen gefielen ihr nicht. Hier stimmte doch etwas nicht! Oder war nur sie selbst so komisch, und empfand diese Dinge so – weil sie sich sorgte und für diese Art Heiterkeit und Fröhlichkeit nicht zugänglich war?

An diese Fragen dachte Carminia schon nicht mehr, als sie ebenfalls von dem Sherry trank, nachdem Sheila Martens sie eingeladen hatte, und einen kleinen Imbiß vorbereitete.

Auf einmal wurde ihr wohl, fühlte sie sich ruhiger und hielt es für die selbstverständlichste Sache der Welt, als das Medium schließlich mitteilte, daß es bereit sei, die gewünschte Seance für Carminia Brado durchzuführen.

»Unten ist alles vorbereitet«, erfuhren Helen Carter und Carminia aus Sheila Martens' Mund. »Ich benötige eine bestimmte Umgebung zur Stimulierung. Gehen wir in den Alchimistenkeller. Auf diese Weise lernen Sie auch ein Geheimnis kennen, das wir hier entdeckt haben.«

*

Zur gleichen Zeit – gut drei Meilen von dem einsamen Landhaus entfernt.

Jonathan Coogan, Besitzer des Pony-Hofes, stand an der Stalltür und starrte in die Dunkelheit. Auf dem umzäunten Anwesen waren die Ponys zu sehen, die auch in der Nacht dort blieben.

Coogan, ein Mann in mittleren Jahren und begeisterter Züchter, stopfte seine Pfeife und meinte zu den Stallarbeitern, die seine Angestellten waren: »Ob es heute nacht wiederkommt?«

Er erwartete eigentlich eine Antwort darauf, aber die erfolgte nicht.

Coogan saugte an seiner Pfeife, flammte sie an und paffte dicke Rauchwolken vor sich hin. Im Nu war er eingehüllt in einen dichten Rauchschleier. Um den Hals gehängt hatte Coogan sich ein Fernglas, durch das er ab und zu einen Blick warf, um das große, in der Dunkelheit verschwindende Weidegelände für seine Ponys überblicken zu können.

Rundum war alles still und finster. Hin und wieder blinkte ein Stern am Himmel, wenn die Wolkendecke kurz aufriß.

Es war eine Vollmondnacht, von der man nur dann etwas merkte, wenn der Wind die Wolkenberge auseinandertrieb. Dann beleuchtete ein fahles, geisterhaftes Licht die bizarr gezackten Ränder, flutete herab auf die ruhenden Tiere und tauchte die riesige Weide und den dunklen Zaun in einen silbrigen Schein.

Es war nichts mehr zu sehen von dem halb skelettierten Pony, das sie in den Morgenstunden gefunden hatten. Die Polizei hatte den ganzen Tag mit Untersuchungen, Vernehmungen und Tatortbesichtigungen verbracht. Die nähere Umgebung, die hügeligen Äcker und das Wiesengelände, ebenso wie die dichten Wälder, die es hier in der Gegend gab, waren unter die Lupe genommen worden. Die Beamten hatten nichts gefunden. Alle waren so schlau wie vorher.

Außer dem klebrigen Schleim in unmittelbarer Nähe der Straße, über die das Fremdartige, Unbekannte gekommen sein mußte, war sonst nichts gefunden worden.

Hauste in den Wäldern eine Bestie? Diese Frage war allen Ernstes gestellt worden. Gab es auch hier vielleicht ein Monster, von dem niemand etwas wußte, und das möglicherweise bald die Schlagzeilen der Presse füllte wie das hochgepriesene und nie gefangene Ungeheuer von Loch Ness oben in Schottland?

Was hier geschehen war, darüber glaubte Coogan Gewißheit zu haben. Es konnte niemals durch die Hand eines Menschen passiert sein. Hier ging mehr vor, als Menschenverstand begriff.

Die Polizei war abgezogen. Sie hatte ihre Pflicht erfüllt. Aber Coogan gab sich damit nicht zufrieden.

Er hatte ein Pony verloren. Der Verlust war nicht groß, aber wer konnte in diesem Augenblick schon sagen, daß es bei dem einen Tier bleiben würde?

Jonathan Coogan hatte in seinem Leben stets nach seinem Gefühl und selten rein verstandesmäßig gehandelt. Sein Vater, ein angesehener Bankier, hatte sich immer gewünscht, daß Jonathan in seine Fußstapfen trat. Er sollte mal das Leben eines angesehen Londoner Geschäftsmannes führen, Börsengeschäfte machen, mit Wertpapieren handeln. Aber diesem trockenen Kram, wie Coogan sich stets auszudrücken pflegte, wenn die Rede im Freundes- und Bekanntenkreis darauf kam, war der junge Coogan völlig abgeneigt. Ihn zog es aufs Land. Seit seiner Knabenzeit schon wünschte er sich Pferde und Ponys zu besitzen. Mit zwanzig fing er an. Er legte seine Ersparnisse an und kaufte sich ein billiges Wiesengelände in der Nähe von Coppers, jener nur wenige hundert Einwohner zählenden Ortschaft rund acht Meilen von dem jetzigen Gelände entfernt. Aus dem kleinen Weideland mit insgesamt fünf Ponys war inzwischen ein mehrere Hektar großes Anwesen geworden. Coogans Ponys zeichneten sich durch eine besonders stabile Gesundheit, durch Kraft und Ausdauer und Schönheit aus. Was vor siebzehn Jähren begonnen, hatte sich zu einem gut florierenden Geschäft entwickelt. Coogan verkaufte in alle Welt, und sein Reithof wurde von Kindern aus einem Umkreis von zwanzig Meilen besucht. Es gab inzwischen einen eigenen Coogan-Pony-Club.

Jonathan Coogan, dem nichts in den Schoß gefallen war, hatte sich daran gewöhnt, Dinge ohne fremde Hilfe anzupacken und durchzuziehen. Auch was den geheimnisvollen Überfall auf das Ponygelände anbetraf, dachte er ähnlich. Er kriegte das Gefühl nicht los, das dieses Etwas – einen Namen konnte er ihm einfach nicht geben – noch mal wiederkam. Und er hatte sich auf einen heißen Empfang vorbereitet. Neben der Stalltür, an der er mit seinen beiden Hilfskräften stand, lehnte ein durchgeladenes Gewehr.

Jonathan Coogan schmauchte seine Pfeife und starrte mit aufmerksamen Blicken in die Nacht.

Hinter ihm raschelte es.

Der Ältere der beiden Arbeiter näherte sich.

Aus den Augenwinkeln heraus sah Coogan, daß Henry Billinger sich am Kinn kratzte.

Coogan grinste. Er kannte diese Geste. Wenn der alte Henry sich so gab, dann dachte er nach, wußte aber nicht so recht, ob er mit der Sprache herausrücken sollte oder nicht.

Billinger kam wie sein Sohn Walt, der ebenfalls an dieser

nächtlichen Wache teilnahm und im Moment hinten im Schuppen rumorte, aus der Ortschaft Coppers. Dort ging das Leben noch seinen gemütlichen Gang, dort hetzten und trieben sich die Menschen nicht gegenseitig an. In Coppers schien die Zeit stillzustehen.

»Nun, Henry, wo drückt der Schuh?« fragte Jonathan Coogan, sich dem Mann zuwendend.

Billinger war trotz seiner sechzig Jahre ein rüstiger, kräftiger Mensch mit wettergegerbter Haut, dichtem Haar und buschigen Brauen. Er hatte Hände wie Schaufeln, mit denen er noch zupacken konnte.

Walt war seinem Vater sehr ähnlich. Jonathan Coogan war froh, zwei so verläßliche und fleißige Mitarbeiter zu haben, die wußten, worauf es ankam, und die ihn auch jetzt wieder unterstützten, obwohl sie beide schon seit sechs Uhr heute morgen auf den Beinen waren.

»Ich weiß nicht, Mister Coogan…« Henry Billinger zuckte die Achseln, »ob ich es Ihnen sagen kann…«

»Du sagst mir doch sonst auch alles, Henry.«

»Ja, aber diese komische Geschichte! Ich kriege sie nicht aus dem Kopf. Den ganzen Tag über muß ich schon daran denken. Ich wollte der Polizei erst einen Tip geben, aber dann…«

Jonathan Coogans Augen verengten sich. »Du hast etwas beobachtet?« fragte er verwundert. Henry Billinger hatte einen Fehler: er redete zu wenig. Man mußte ihm jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen. Das war manchmal ganz gut. Aber gelegentlich auch ein echter Nachteil.

»Beobachtet, Mister Coogan, nein, das kann man eigentlich nicht sagen. Nur, dieser komische Vorfall… er paßt zu einer Geschichte, die mein Vater mal erzählt hat.«

»Dein Vater, Henry?« Jonathan Coogan glaubte nicht recht gehört zu haben. Er nahm die Pfeife aus dem Mund.

»Ja, ich weiß, das hört sich auch schon wieder komisch an. Das ist der Grund, weshalb ich auch den Mund hielt, als die Polizei heute hier war. Ich würde mich nur lächerlich machen.«

»Aber wenn du wirklich etwas weißt, Henry, machst du dich nicht lächerlich. Sage mir, worum es geht.«

»Die Leute in Coppers erzählen sich manchmal Geschichten aus alter Zeit. Sie werden dafür wenig Verständnis haben, Sie kommen aus einer großen Stadt. Da sitzt man nicht mehr am Kamin und erzählt sich an regnerischen und windigen Abenden Geisterstories, spricht man nicht mehr von Hexenjagden aus dem Mittelalter oder anderen merkwürdigen Dingen, die sich angeblich – oder tatsächlich – hier oder dort an einem gespenstischen Ort ereignet haben sollen.«

»Ich weiß zum Beispiel, daß es in Coppers ein uraltes Haus gibt, das sogar für Touristen interessant ist, Henry.«

Der Alte grinste und fuhr sich übers Kinn. Der stachelige Bart kratzte in seiner Hand. »Sie meinen das Haus des Hexenjägers.«

»Ja! Ich kenne sogar die Geschichte, und ich weiß, daß sie echt ist. Die aufgebrachte Bevölkerung in Coppers hatte die Nase voll von den ewigen Anschuldigungen, gerade in Coppers, wo es besonders hübsche Mädchen gab…«

»Und noch gibt!« konnte Henry Billinger sich nicht verkneifen zu erwähnen.

Coogan nickte und fuhr fort, als wäre er überhaupt nicht unterbrochen worden. »… auch die meisten Hexen sein sollten. Die Hexenjäger, scharf auf die blonden üppigen Hexen, versprachen sich ein paar schöne Stunden und kamen nach Coppers. Aber dort wurden sie heiß empfangen. Gleich drei auf einmal trieb man mit Sensen, Hackbeilen und anderen Geräten in ein Haus und schloß sie dort ein. Zweien gelang aus unerfindlichen Gründen die Flucht aus dem Haus und aus Coppers. Den einen aber fingen die aufgebrachten Frauen, die wie Pech und Schwefel zusammenhielten – und das war ihr Glück – wieder ein und trieben ihn ins Haus zurück. Dieses Haus wurde angezündet, und der Hexenjäger kam dort ums Leben. Die Ruine, ich glaube, sie ist jetzt runde zweihundert Jahre alt, wurde zu einer Art Mahn- und Denkmal für das Geschehen von damals. Aber ich kann mir nicht denken, daß dieser Hexenjäger und sein Schicksal etwas mit dem zu tun haben soll, was in der letzten Nacht hier an Rätselhaftem passiert ist. Oder hat er seinerzeit einen Fluch ausgestoßen, Henry, der zu einer späteren Generation wirken soll und sich speziell auf Ponys auswirkt?«

Es klang bitterernst. Coogan hatte eine merkwürdige Art von Humor an sich.

»Ob Ponys – ob Menschen«, murmelte Henry Billinger gedankenversunken. »Er hat nie einen Unterschied gemacht.«

»Wer ist – er?«

So nach und nach brachte Coogan den alten Mann doch so weit, daß er mit der Sprache herausrückte. Billinger brauchte da immer erst einen Anlauf. Aber wenn er redete, sprach er auch über alles, was ihn berührte, und er berichtete von seinem Wissen so detailliert, daß Jonathan Coogan verstand, weshalb Henry Billinger davon keinen Ton gegenüber der Polizei hatte verlauten lassen.

Was er von sich gab, klang doch zu phantastisch, aber wenn man das, was passiert war, berücksichtigte, war es nicht weniger phantastisch. Und der Ponyhofbesitzer ließ diese Tatsache nicht außer acht.

»… es liegt lange zurück. Aber in Coppers weiß jedes Kind darüber Bescheid. Es gehört einfach zur Geschichte dieses Ortes, Mister Coogan. Ich weiß es von meinem Vater, und der wiederum bekam es

von dem seinigen erzählt. Vor mehr als hundertsiebzig Jahren ist es passiert.«

»Das liegt ja noch vor der Zeit mit dem Hexenjäger?«

»Ja. Es hat auch nichts damit zu tun. Das ist wieder eine ganze andere Geschichte, Mister Coogan. Daß wir darauf zu sprechen kamen, hat eigentlich nichts mit dem zu tun, was ich Ihnen erzählen wollte. Coppers ist reich an Merkwürdigkeiten, die in seiner weit in die Vergangenheit zurückreichenden Geschichte passiert sind. Man nimmt an, daß der Ort auf eine alte keltische Siedlung zurückgeht und Druidenpriester dort gespenstische und unheimliche Riten veranstaltet haben. Mit diesem Fleck Erde hat es schon seine besondere Bewandtnis. Die Geister der Vergangenheit sind nie zur Ruhe gekommen. Vor rund hundertsiebzig Jahren verschwanden aus Coppers kurz hintereinander mehrere junge Frauen, die nie wiedergefunden wurden. Noch während die Bevölkerung voller Angst, Schrecken und Ungewißheit war, ereigneten sich Wochen später merkwürdige Dinge. Des Nachts wurde in Ställe und Häuser eingebrochen. Man fand eingeschlagene Scheiben, eingedrückte Türen an Holzschuppen, tote Ziegen, Rinder und Schweine. Und das Seltsame daran war: die getöteten Tiere mußten offensichtlich einer heißhungrigen Bestie als Nahrung gedient haben. Man fand sie bis auf das Skelett abgenagt, Mister Coogan! Daran mußte ich denken, als wir heute morgen auf das Pony stießen.«

»Was kam damals heraus, Henry?«

»Es kam nie etwas heraus! Der Vater meines Vaters gehörte selbst zu den Geschädigten. Er verlor sehr viele Tiere auf diese Weise. Damals wie heute fiel eines ins Auge: man stieß auf sehr merkwürdige Spuren, auf lange, klebrige Fäden, mit denen sogar einige Tiere, die nur zur Hälfte aufgefressen wurden, eingesponnen waren, wie in in einem dichten Kokon. Das Ganze sah so aus, als ob eine Spinne von ungeheuren Ausmaßen nachts Coppers heimsuche, sich ihre Opfer hole und dann ebenso lautlos und geheimnisvoll wieder verschwinde.«

»Hat man sie je gesehen?«

»Nein.«

»Woher weiß man dann, daß es eine Spinne war?«

»Man hat nur Vermutungen geäußert.«

Coogan schüttelte den Kopf und betrachtet seine Pfeife, die er fast zu Ende geraucht hatte. »Eines verstehe ich nicht, Henry: was hat die Geschichte mit den verschwundenen Jungfrauen aus Coppers zu tun?«

»Alles möglicherweise – oder auch gar nichts. Es kommt ganz darauf an, von welcher Warte man das sieht.«

»Du sprichst schon wieder in Rätseln, old boy.«

»Ich kann mich auch klarer ausdrücken, Mister Coogan: die merkwürdigen Todesfälle bei Mensch und Tier…«

»Auch bei Menschen? Davon hast du bisher nichts gesagt.«

»Ich kann nicht gleich alles auf einmal berichten, Mister Coogan. Ich brauche dafür meine Zeit…«

Wie recht er damit hatte!

»… man fand auch menschliche Skelette in jener Zeit, ja. Es ist sogar in der Chronik von Coppers vermerkt. Die verschwundenen Frauen und Mädchen – wieviel es waren, darüber gibt es keine sicheren Hinweise – gingen dem Überfall durch das rätselhafte Monster voraus. Scheinbar gibt es keinen Zusammenhang. Aber mein Vater machte da eine Andeutung: er sagte das, was auch die anderen Alten in Coopers sich zuflüsterten: ›Sie sind zurückgekommen. Als Bestien. Aber sie wissen es nicht…!‹«

*

Jonathan Coogan klopfte am Türpfosten seine Pfeife aus.

»Merkwürdige Geschichte«, murmelte der hochgewachsene Engländer. Es lief ihm kalt über den Rücken. Er konnte sich eines gewissen Unbehagens nicht erwehren.

»Wenn ich mir vorstelle, daß die alten Mädchen jetzt in der Nacht – als Spinnen verwandelt – herumgeistern und scharf auf meine Ponys sind, dann reizt mich das eigentlich zum Lachen, Henry. Aber komischerweise kann ich nicht darüber lachen… nun, wir werden sehen«, sagte er plötzlich, seine Pfeife wegsteckend und nach dem Fernglas an seinem Hals greifend. »Wir haben die ganze Nacht noch vor uns, und ich werde – zusammen mit euch – im Gegensatz zu den Bewohnern Coppers' vor rund zweihundert Jahren – auf Wachstation bleiben, um herauszufinden, was hier geschehen ist. Vorausgesetzt, daß es sich wiederholt. Und dann, Henry, werde ich entscheiden, wie wir weiter vorgehen. Wenn es hart auf hart kommt, dann habe ich da ein gutes Mittel, dem ebenfalls zu begegnen.«

Mit diesen Worten griff er nach dem Gewehr und nahm es an sich.

Er konnte in diesen Sekunden noch nicht ahnen, daß er sich das Ganze etwas zu einfach vorgestellt hatte!

*

Carminia sah sich um.

Nach dem Betreten der Alchimistenküche glaubte sie sich um einige hundert Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt.

Hier unten blühten Sheila Martens und Donovan Bradley sichtlich auf.

»Das ist eigentlich der Hauptgrund, weshalb ich mich entschlossen habe, hierzubleiben – gewissermaßen, um Probe zu wohnen«, fügte

der Schauspieler lächelnd hinzu. »Welcher Hausbesitzer kann schon von sich behaupten, eine echte und eingerichtete Alchimistenküche aus dem Mittelalter sein eigen zu nennen?«

»Und auch für mich ist dieses Haus eine Offenbarung«, wies das Medium darauf hin. Sheila Martens wirkte still und in sich gekehrt, als müsse sie einer fernen Stimme lauschen. »Ich habe hier unten eine Erweiterung meines Bewußtseins erfahren, wie ich das hie für möglich gehalten hätte. Ich habe gemeinsam mit Donovan Bradley – Seancen durchgeführt, die mich mit Menschen und Schicksalen konfrontierten, die weit über das hinausgehen, was ich bisher aus dem Jenseits erfahren habe.«

»Heißt das, Sie können nur Nachrichten von Toten empfangen?« Carminias Stimme klang etwas unsicher.

»Im Prinzip ja…«

Die Brasilianerin biß die Lippen aufeinander. Sie hatte bereits von Björn gesprochen, aber bisher keine klare Stellungnahme erhalten. Sheila Martens wußte, daß Carminia Brado eventuell eine Nachricht aus dem Jenseits erwartete. Das Medium hatte darauf hingewiesen, daß all die Fragen, die der braunhäutigen Besucherin auf den Nägeln brannten, dann an sie gerichtet werden mußten, wenn sie sich in Trance befand. Nur dann konnte sie die Nachrichten entgegennehmen, auswerten und voll begreifen. Im Moment wußte sie nichts von einem Mann namens Björn Hellmark, konnte sich auch nicht daran erinnern, je etwas über einen Mann mitgeteilt zu haben, auf den die Beschreibung und das Talent Hellmarks paßte und dessen Person Carminia aus der Beschreibung in Helen Carters Artikel erkannt zu haben glaubte.

Einfache Holzstühle standen an verschiedenen Arbeitstischen. Es roch nach strengen Substanzen, und in dem gläsernen Gestänge, das wie ein überdimensionales Spinnenetz kreuz und quer unterhalb der kahlen Decke und der gemauerten Durchlässe entlanglief, erkannte man deutlich die Spuren kristallisierter Chemikalien.

Carminia wurde gebeten, auf einem Stuhl Platz zu nehmen. Helen Carter zog einen Stuhl neben sie.

Ihnen am Tisch gegenüber saß Sheila Martens mit halbgeschlossenen Augen, hinter ihr, als wolle er sie bewachen, stand Donovan Bradley.

Carminia bekam das Gefühl nicht los, daß hier etwas nicht stimmte, aber sie fühlte sich eigenartig benommen, antriebslos und konnte den Gedanken, die sich warnend in ihr bemerkbar machten, nicht bis zur letzten Konsequenz nachgehen.

Ihr Hirn war schwer wie ein Bleiklumpen, der gegen ihre Schädeldecke drückte.

Sie war schläfrig.

Der Gedanke, daß es eventuell mit den genossenen Drinks zusammenhängen könne, kam ihr. Aber ebenso schnell verflogen auch diese Überlegungen wieder.

»Sie sind hierhergekommen, weil Sie hoffen, durch mich Aufklärung über das Schicksal eines von Ihnen geliebten Menschen zu erlangen«, tönte Sheila Martens' Stimme plötzlich auf. »Wie ist der Name des Mannes, den Sie zu sprechen wünschen?«

»Björn Hellmark.« Die Brasilianerin nahm sich vor, strenge Aufmerksamkeit walten zu lassen. Aber es gelang ihr nicht.

Die Gesichter Sheila Martens' und Donovan Bradleys vor ihr verschwammen.

Was war nur los mit ihr?

In einer wie durch Watte gedämpften Ferne schlug eine Alarmglocke in ihrem Innern an. Gefahr, mahnte eine Stimme. Hier ist etwas faul…

Da ertönte klar und deutlich bereits wieder die Stimme des Mediums, und sie vergaß alles, was ihr eben noch durch den Kopf ging.

»Über Gary, meinen Geistführer aus dem Jenseits, werde ich versuchen, deinen Björn zu erreichen. Wann ist er gestorben?«

»Ich weiß nicht, ob er tot ist oder noch am Leben«, flüsterte Carminia.

»Gary wird es wissen…«

Stille… Man hätte eine Nadel fallen hören.

Carminia preßte mehrmals die Augen fest zusammen und öffnete sie wieder. Die Gestalt Sheilas schwankte hin und her wie ein Schilfrohr im Wind. Sie konnte die Konturen des Gesichtes nicht mehr ausmachen, nicht mehr ihre Umgebung richtig wahrnehmen. Es wurde ihr heiß, und sie merkte, daß ihr die Luft knapp wurde. Benommen tastete sie neben sich, und suchte die Hand der Reporterin.

»Helen«, wisperte sie mit kraftloser Stimme, »mit mir… stimmt etwas nicht. Mir ist so schlecht… ich weiß nicht, was los ist mit mir…«

»Ich kann es Ihnen sagen«, tönte die Stimme hinter ihr auf.

Donovan Bradley.

Er stand nicht mehr hinter Sheila Martens – er war, ohne daß sie das bemerkt hätte, um den Tisch herumgekommen, und hielt eine Spritze in der Hand.

Die Augen… dieses Gesicht… das war Donovan Bradley – und doch ein anderer?

Sie fühlte es, aber sie konnte es nicht begründen.

»Sie haben etwas zu tief ins Glas geschaut, meine Liebe. Sie hätten nicht so schnell trinken sollen!«

Also doch! Carminia wollte sich erheben. Es ging nicht. Sie klebte

förmlich auf ihrem Stuhl und fand nicht die Kraft aufzustehen.

»Sie sollten sich nicht die Mühe machen, Ihre Kräfte brauchen Sie noch anderweitig.« Er kam von der Seite her auf sie zu, griff nach ihrem Arm, und sie konnte nicht verhindern, daß er ihn zu sich herumzog. Er war schlaff und kraftlos, und sie mußte mit sich geschehen lassen, was Donovan Bradley wollte.

Niemand griff ein, niemand tat etwas.

Was war los mit Sheila Martens – was mit Helen Carter? Warum rührten sie sich nicht?

Siedendheiß stieg ein Verdacht in ihr auf.

Das eigenartige Verhalten des Mediums, das ihr gleich beim Eintritt aufgefallen war! Auch Sheila Martens war offenbar nicht mehr Herrin über ihre Sinne. Sie stand ebenfalls unter einer Droge!

Die Nadel wurde tief in ihre Vene gedrückt.

Langsam schob Donovan Bradley den Kolben nach unten und drückte die graublaue Flüssigkeit in Carminias Adern.

»Es wird wirken, ich habe inzwischen Gelegenheit gehabt, das Elixier zu überprüfen. Die Substanz hat sich im Lauf von zweihundert Jahren nicht verändert…«

Was sollte das nun wieder heißen?

Carminia sträubte sich gegen die Behandlung. Aber ihr Aufbäumen war rein geistiger Art. Sie konnte keinen Finger mehr rühren. Sie war hilflos wie ein Neugeborenes.

Sie glaubte, tausend glühende Nadeln im Blut zu haben. Ein Kratzen und Kribbeln breitete sich im ganzen Körper aus.

Das geheimnisvolle Elixier befand sich in ihrer Blutbahn.

Ihr Kopf begann zu dröhnen, und namenlose Angst erfüllte sie.

Die Brasilianerin wollte schreien. Nur ein leises Wimmern kam aus ihrer Kehle.

»Wer… sind Sie wirklich?« brachte sie schließlich schwerfällig hervor.

Leises Lachen. »Sie haben mich doch erkannt, nicht wahr? Ich bin – Donovan Bradley. Zumindest noch ein Teil von ihm, nämlich der Teil, den Sie sehen können, Miss Brado. Der Rest – bin ich, Benjamin Huxley.«

»Benjamin Huxley?«

»Ja, der arme, kleine Benjamin, von dem niemand etwas wissen wollte. Sie belachten und verspotteten ihn. Kein Mensch beachtete ihn – den Krüppel mit dem Buckel. Ein Earl aus der Grafschaft Devonshire nahm ihn schließlich auf. Er brauchte einen Diener in seinem Landhaus – und gleichzeitig einen Clown. Wer konnte schon mit einem buckligen Zwerg aufwarten. Ich kam in dieses Haus – und blieb. Hier konnte ich meine Forschungen fortsetzen. Ich befaßte mich mit okkulten und schwarzmagischen Studien und mit der Kunst der

Alchimie. Ich entdeckte und entwickelte chemische Substanzen, Gifte und Drogen, und ich hatte zunächst die Absicht, die Menschen aus Coppers, die mich so schmählich behandelt hatten, umzubringen. Ich wollte ihre Brunnen vergiften. Doch dann überlegte ich es mir anders. Der Tod allein war zu harmlos für sie, die sich über mich lustig gemacht hatten. Meine Rache sollte gezielt diejenigen treffen, die mich am meisten verspottet und verachtet hatten: die schönen jungen Mädchen und Frauen des Ortes. Und ich rächte mich! Plötzlich mußten sie mir gehorchen, wie du mir mit einem Mal gehorchst, ob du willst oder nicht! Das Gift in deinen Adern macht dich willenlos! Aber das ist noch nicht alles. Sie hatten mich immer als Bestie, als Monster bezeichnet. Ich wollte ihnen zeigen, was wirklich ein Monster ist. Ich injizierte ihnen das Elixier der Verdammnis – und sie wurden zu Monstern. Mit ihnen schickte ich das Grauen und den Tod nach Coppers zurück, und niemand wußte, woher sie kamen und wer sie zu dem gemacht hatte, was sie nun darstellten. Ich war besessen von dem Gedanken, meine Macht auszubauen und sie nicht nur für eine kurze Zeit zu benutzen – ich wollte unsterblich sein. Ich las geheimnisvolle Bücher und entwickelte neue Elixiere. Ich rief die Geister und Dämonen an, meinem Vorhaben gesinnt zu sein. Ich fand den Kontakt zu – Molochos, den Herrn der Dämonen.«

Namenlose Angst griff nach dem Herzen der schönen Brasilianerin.

Der Name Molochos war gefallen. Jeder, der über die Welt der Geister und Dämonen und finsteren Mächte dieser und der anderen Welt Bescheid wußte, war informiert über diese Gestalt des Grauens. Molochos herrschte über die Welt der Finsternis. Ein Mensch war dem Satan ähnlich geworden und strebte nach weiterem Machtausbau in der sichtbaren Welt, die er unterwerfen wollte.

Wer sich mit Molochos einließ, erhielt selbst Kräfte, die über das Normale und Menschliche hinausgingen. Aber wer dem Einfluß des Dämonenfürsten ausgesetzt war, wer selbst den Weg zu ihm suchte, der war ein Verlorener.

Benjamin Huxley war ein armer Irregeleiteter, den Haß, Mißgunst und Spott seiner Mitmenschen dazu getrieben hatten, Kontakt zu Mächten zu suchen, die lebensfeindlich und lebenszerstörend waren.

Dieser kleine bucklige Mann aus Coppers, den niemand beachtete, wurde durch seine Enttäuschung, die sich schließlich in menschenverachtenden Haß umwandelte, dazu getrieben, sich mit Mächten einzulassen, bei denen er Hilfe und Trost suchte, und die ihn ausnutzten.

Huxley war zu einem Diener des Bösen geworden.

Mit triumphierender Stimme aus Donovan Bradleys Mund klangen Worte, die ein anderer Geist dachte. Benjamin Huxley erzählte von seinen Erfolgen, von dem Versprechen der Geisterwelt, seinen Geist

unsterblich zu machen. Dieser Geist spukte seit dem Zerfall der leiblichen Hülle des Buckligen in diesem Haus. Aber Huxley fand keinen Körper, der ihm dazu verholfen hätte, seine Forschungen fortzusetzen. Gewiß war ihm nur, daß er diesen Körper eines Tages finden würde. Doch um seinen Geist freizusetzen und seine Forschungen und Experimente wieder aufzunehmen, bedurfte es des Einwirkens durch ein Medium, dessen übersensible Empfindungen den Geist des Spukenden erkannten und ihn herauslöste aus der Atmosphäre des Schrecklichen, in der Benjamin Huxley sich selbst gefangen hatte.

Der Geist des Bösen übernahm die Kontrolle über Donovan Bradley – und mit dem Körper Bradleys führte der Bucklige seine rätselhaften und erschreckenden Experimente weiter.

Das alles erfuhr Carminia Brado, und es fiel ihr immer schwerer, der Stimme zu lauschen, die Einzelheiten mitteilte. Ihr wurde lediglich noch bewußt, daß nicht nur sie, sondern auch Sheila Martens vollends in den Bann und die Abhängigkeit des diesem Hause innewohnenden bösen Geistes geraten war.

»… einst verschwanden Menschen aus Coppers…« vernahm sie die hohntriefende Stimme wie aus weiter Ferne. »… wieder werden welche verschwinden, und niemand wird sie mehr finden… du wirst zu einem Wesen der Nacht… tagsüber wirst du ein normaler Mensch sein, um Mitternacht aber wirst du zu einer menschentötenden Bestie. Du wirst die Menschen hassen… wie ich sie hasse… und du wirst es ihnen zeigen.«

Ein leises gefährliches Lachen!

Alles in Carminia sträubte sich. Sie versuchte sich mit Macht aus dem Bann zu lösen, aber es gelang ihr nicht.

Das Blut rauschte in ihren Schläfen, in ihrem Hirn pochte und hämmerte es.

Die Umgebung wurde zu einem Gewirr blinkender, aufblitzender Lichter und bizarrer Schatten, und wie ein riesiges Messer schnitt etwas in ihr Hirn, das sie schmerzhaft empfand.

Das Grauen kam. Das Elixier der Verdammnis floß durch ihre Adern, und sie vergaß, daß sie ein Mensch war.

*

Grauenvolle Bilder strömten auf sie ein.

Sie versuchte zu schreien. Aber sie konnte nicht, Sie glaubte einer schrecklichen Droge ausgesetzt zu sein, die ihren Verstand völlig umkrempelte.

Sie spürte ihren Körper doppelt und dreifach. Es war, als ob jemand ihr die Haut abschälte.

Sie glaubte um sich zu schlagen, aber in Wirklichkeit war sie völlig gelähmt.

Sie starrte in das riesige, menschengroße Reagenzglas.

Ein anderer Eindruck… schnelle, hektische Bilder, die dicht aufeinanderfolgten, nur flüchtig aufflackerten und wieder erloschen.

Halluzinationen? Träume? Wirklichkeit?

Plötzlich blickte sie nicht mehr in das Reagenzglas, sondern aus ihm heraus!

Sie befand sich im Innern. Fauchende, heiße Luft hüllte sie ein… flimmernde, brodelnde Nebel. Gelb wie Schwefel, der Atem der Hölle…

Panische Angst… unbeschreibliches Grauen… verschwitzte, große Gesichter tauchten vor ihr auf und preßten sich an das Glas.

Die gierigen dunklen Augen des Donovan Bradley, der nicht mehr Donovan Bradley war!

Wulstige, aufgeworfene, sinnliche Lippen, ein Gesicht, das perspektivisch verzerrt schien.

Dann ein Gefühl der Schwere, als ob sie durch die Erdkruste gezogen würde. Es wechselte ab mit einem Gefühl der Schwerelosigkeit, des Schwebens.

Keine Vorstellung mehr haben für Raum und Zeit. Alles war fremd, unwichtig und anders.

Seltsame Gedankengänge… zusammenhanglos… Bilder in erschreckenden Farben und Formen…

Dann schälte sich eine Landschaft aus den kühlen Nebeln heraus. Bäume, Büsche, die Silhouette roter Häuser, schmutzig. Es roch nach Fisch und Öl, Hafenatmosphäre?

Schon wieder vorbei…

Alles raste und war nicht greifbar.

Das Gefühl, zu fahren… ein Motorgeräusch… wie in Trance nahm Carminia es wahr.

Ich muß aufpassen, ermahnte sie sich selbst.

Sie drehte den Kopf – glaubte ihn zu drehen. Dieses Gefühl zumindest kannte sie und war ihr vertraut.

Ein Gesicht… Helen Carter? Sie sah das Profil. Ernst, bleich, angespannt. Glühende Augen… und schon wieder vorbei.

Ein Rauschen, Dröhnen in ihrem Hirn.

Dann schlug eine Autotür.

»Wir sind da, Carminia.« Es war Helen Carters Stimme.

Die Brasilianerin nickte. Wo war sie? fragte sie sich. Stellte sie sich die Frage laut? Doch keine Antwort erfolgte.

Was für eine Zeit hatte man eigentlich?

Keine Vorstellung davon…

Alles war ungewiß, fremd und rätselhaft – und erschreckend.

Jetzt spürte sie Boden unter den Füßen. Sie lief?! Endlich! Das bedeutete: sie war dem Grauen des Gespensterhauses, in dem der Geist des teuflischen Benjamin Huxley spukte, entronnen.

Wie leicht sie lief! So, als ob sie mehr Beine hätte… vier?… sechs?… acht…?

Nebel… Der Geruch von Feuchtigkeit… Carminia spürte die Nähe des Wassers.

Boote und Schiffe lagen vertäut am Uferrand.

Leises Rauschen und Plätschern war zu hören. Ein kleines Haus, hellbeleuchtete Fenster. Stimmen… Lachen… Menschen…

Es zog sie mit einer Macht, dorthin, der sie sich nicht widersetzen konnte.

Sie sah die dunklen, feuchten Pflastersteine.

Kein Geräusch. Lautlos eilte sie darüber hinweg.

Seltsame Perspektive. Sie hatte das Gefühl, bäuchlings und auf allen vieren zu kriechen.

Eine Laterne. Fahles Licht.

Sie lief nicht darauf zu und mied die Helligkeit.

Ihren Augen entging nichts. Ihr Geruchsinn war so stark und nahm eine solche Vielfalt von Düften wahr, daß sie erstaunt war, wie reichhaltig die Luft um sie herum war.

Ihr Bewußtsein war erweitert. Andere Sinne, andere Freuden warteten auf sie.

Carminia tauchte mit schnellen Schritten ein in den Schatten der Schiffe und der Boote.

Nun hatte sie die Laterne im Rücken – und sah ihren eigenen Schatten, der groß, bizarr und unwirklich gegen das Haus fiel, dem sie sich lautlos näherte.

Wie ein Strom ging die Erkenntnis durch ihr Gehirn!

*

Der Ponyhofbesitzer stopfte sich gerade die dritte Pfeife, als er es merkte.

Das Rascheln, das Knacken von Zweigen und Ästen…

Jonathan Coogan hielt den Atem an und blickte sich um.

Das kam von drüben, von der anderen Seite des Waldes.

»Henry?« rief er leise.

Sie hatten sich auf dem Gelände verteilt, um mehrere Seiten gleichzeitig unter Kontrolle zu haben.

Das Wohnhaus lag in tiefer Dunkelheit. Dort schliefen alle schon.

Mitternacht!

»Ja, Mister Coogan?« Die Stimme des alten Mannes kam von links.

»Alles in Ordnung! Henry?«

»Ja, Mister Coogan!«

Wieder das Geräusch. Es kam von rechts.

Die Tiere wurden unruhig. Die Ponys schnaubten und lösten sich aus den Ecken der Umzäunung, in denen sie zum Teil dicht zusammengedrängt standen. Sie liefen unruhig im Kreis herum.

Coogan kniff die Augen zusammen.

Dort vorn war doch etwas!

Es kam von links. Merkwürdig, daß Henry es nicht bemerkte. Sein Sohn Walt befand sich weit hinter den Schuppen auf der entgegengesetzten Seite des Anwesens. Der konnte auf keinen Fall jetzt merken, was hier vorging.

Dann erfolgte ein Schrei.

»Mister Coogaaaannn! Aaaahhh!«

Der Ponyhofbesitzer hatte ein Gefühl, als würde ihm jemand mit der Rasierklinge über die Kopfhaut fahren. Alle Muskeln und Sehnen in ihm zogen sich ihm im Krampf zusammen.

»Henryyyy?!« rief er.

Nur ein fernes Stöhnen und Wimmern antwortete ihm.

Coogan war im Nu schweißüberströmt. Er begann zu laufen, riß das entsicherte Gewehr hoch und starrte mit brennenden Augen in die Dunkelheit. Die Geräusche kamen von der Breitseite des Gatters. Die Gefahr, auf die sie gewartet hatten, war eingetreten!

Aber diesmal näherte sich das unheimliche und unbekannte Etwas nicht von der Frontseite des Anwesens, es kam nicht über die Straße, sondern aus dem kleinen Wald jenseits des schmalen Pfades, der längs des Gatters lief.

Die Ponys stoben wild auseinander. Die Tiere waren aufs höchste erregt. Schaum flockte von ihren Mäulern.

Coogan rannte in die Dunkelheit. Der herbstliche Nebel wallte um seine Füße.

Der Ponyhofbesitzer strauchelte, als er über eine Erdwelle stolperte, fiel und griff in das feuchte, schwammige Gras. Er raffte sich wieder auf und schnellte empor wie von einer unsichtbaren Peitsche getroffen.

Er griff nach einem Pony, das dicht an ihm vorüber lief. Er war ein guter Reiter, und die Tiere waren lammfromm.

Aber jetzt schlug es aus, warf wild den Kopf herum und schnappte nach ihm, als verbreite er den Tod.

Was um Himmels willen war nur los hier?

Er, der sonst so besonnen und überlegen war, geriet mit einem Mal in eine unerklärliche Panikstimmung.

Der Nebel und die Dunkelheit vor ihm brodelten, als wären sie plötzlich mit gespenstischem Leben erfüllt.

»Mister Cooooogan! Hiiilfeee!« Ganz dicht vor ihm, aber sehr

schwach und voller Entsetzen, war die Stimme seines treuen Stallknechtes.

Der Boden dröhnte. Das kam durch das Stampfen der Hufe der fliehenden Tiere.

Ein Gesicht tauchte vor Coogan auf. Es war von Entsetzen und unbeschreiblichem Grauen gekennzeichnet. Die Augen, in die graue, strähnige Haare hingen, glühten wie Kohlen.

Henry Billinger torkelte näher. Er streckte die Arme aus nach dem Ponyhofbesitzer.

»Henry? Um Himmels willen! Was ist denn passiert?!« Jonathan Coogan erblickte das geisterhafte, vor Angst verzerrte Gesicht, die zerkratzten, blutenden Hände – und das glitzernde, klebrige Gespinst, das an seinem Hinterkopf und Rücken hing. Ein langer, schimmernder Faden, dick wie ein Daumen, ragte in die Dunkelheit hinter ihm, als würde Henry Billinger an einer Leine geführt.

Der alte Mann war am Ende seiner Kraft. Er öffnete die Lippen und wollte etwas sagen, aber seine Stimme versagte ihm den Dienst.

Ruckartig blieb er stehen und war nicht mehr fähig, auch nur einen einzigen Schritt nach vorn zu machen.

Die seltsame Leine! Sie hinderte ihn daran, weiterzugehen.

Henry Billinger brach zusammen und stöhnte.

»Schnell!« gurgelte er. »Fliehen Sie…!« Seine Stimme war nur ein Hauch. »Sie ist… hinter mir her.«

Er atmete schnell. Schweiß stand auf seinem Gesicht. Und dann sah Jonathan Coogan noch etwas, und es verschlug ihm den Atem.

Das rechte Bein des alten Mannes – die Wade und ein Teil des Knies – war bis zum Knochen abgenagt!

*

Die Dinge überstürzten sich.

Der alte Mann rutschte über den Boden und vermochte nicht, sich mit seinen zitternden Händen an den Grasbüscheln festzuhalten.

Jonathan Coogan war es ein Rätsel, woher Henry noch die Kraft nahm, um mit dieser schrecklichen Verletzung hierher zu laufen, überhaupt auf den Beinen zu bleiben. Nur die Todesangst vermochte einen Menschen in die Lage zu versetzen. Dinge zu tun, die weit über seine Kräfte gingen.

Die Zeit, sich im einzelnen Gedanken über die gespenstischen und grauenvollen Merkwürdigkeiten dieser Nacht zu machen, blieb ihm nicht mehr.

Haltlos rutschte Henry Billinger über den Boden.

Dunkel und groß ragte ein runder Körper hinter ihm auf.

Es raschelte.

Zangen?

Die überdimensionalen Freßwerkzeuge einer Spinne?

Coogan stöhnte unterdrückt und glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können.

Dieses Maul, der Geifer, der aus dem roten Rachen der Riesenspinne troff, die wilden, glühenden Augen!

Drei Sekunden lang war Jonathan Coogan wie gelähmt.

Er konnte nur starren und nicht einen einzigen Finger rühren.

Der menschengroße, kugelige Leib auf seinen hohen, stakigen Beinen wirkte so abstoßend und erschreckend, daß dieser Anblick schon genügte, jeden mit eisigem Grauen zu überschütteln. Um wieviel erschreckender und grausiger aber war das, was er mit ansehen mußte!

Die menschengroße Riesenspinne zog ihr Opfer empor.

Henry Billinger merkte von alledem nichts mehr. Schlaff und leblos hingen die Arme und Beine an seinem Körper. Schmerz und Entsetzen hatten seinen Geist in die Bewußtlosigkeit getrieben. Die Kiefer mahlten. Henry Billinger wurde unaufhaltsam dem großen Maul entgegengeschoben. Die Zangen hielten das Opfer unbarmherzig fest.

Da löste sich Coogan aus dem Bann…

Er riß die Waffe hoch. Diese Nacht war wie ein unwirklicher Alptraum, und er konnte sich nicht vorstellen, daß er jetzt wirklich atmete, bei vollem Bewußtsein war und zum Handeln gezwungen wurde.

Er starrte in die wilden, glühenden Augen, die ihn wie hypnotisierend in ihren Bann zogen.

Die beiden vorderen Beine der großen Spinne bewegten sich. Sie stelzten auf ihn zu! Wie schwarze, gekerbte Bohnenstangen ragten die acht Spinnenbeine vor ihm empor, und zwischen ihnen hing schwerelos der, von einem harten Chitinpanzer umgebene, Leib zuckend hin und her bewegte. Es schleuderte eine klebrige Substanz über den Boden, wenn es nach vorn schnellte, um den tödlichen, gewebezerfressenden Saft auf dem Körper des unglücklichen Opfers zu verbreiten.

Das eine Bein schnellte hoch, direkt auf ihn zu, noch ehe er abdrücken konnte.

Er erhielt einen Stoß gegen die Brust. Die scharfkantigen Rillen, spitz wie die Zähne eines Sägeblattes, rissen seine Hemdbrust auseinander. Es ratschte und die Haut platzte auf wie unter dem Schlag einer Peitsche.

Jonathan Coogan, durch den plötzlichen Angriff der Spinne überrascht, flog zurück. Im Fallen noch erwischte er den Abzugshahn.

Trocken bellte der Schuß auf.

Die Kugel zischte zwischen den Beinen hoch, surrte wie eine

wütende Hornisse über den schlaffen Leib Billingers hinweg, fegte an der einen Zange vorbei und verlor sich dann in der Dunkelheit, ohne Schaden anzurichten.

Am ganzen Körper zitternd lud Coogan erneut durch.

Keine Zeit verlieren! Handeln!

Sein Hirn fieberte.

Die Beine vor ihm kamen in die Höhe.

Er drückte ab.

Diesmal hatte er mehr Glück. Die Kugel drang mit einem dumpfen ›plopp‹ in den gekerbten Unterleib der Spinne.

Die Bestie bäumte sich auf, aber sie ließ ihr Opfer nicht los. Henry Billinger hing noch immer zwischen den Greifwerkzeugen. Sein Körper war zur Hälfte mit einer weißen, schaumigen Substanz bedeckt. Seine Hose und sein Hemd waren zerrissen und hingen in Fetzen von seinem hageren Leib.

Die Spinne stapfte mit ihren zuckenden Beinen ins Leere. Ein dicker Tropfen löste sich aus der fingergroßen Bauchwunde.

Ein seltsames Geräusch, das wie Stöhnen klang, drang aus dem weitgeöffneten Maul des unheimlichen Tieres.

Der Geifer troff herab.

Röcheln… Die Spinnebeine stießen abermals nach Coogan, der sich herumrollte, um dem Koloß, der sich wankend und verletzt auf ihn zuwälzte, auszuweichen.

Er lud ein drittes Mal durch und drückte ab, ohne zu zielen, als der unförmige Schatten auf ihn fiel.

Wumm! Er hörte förmlich, wie der Chitinpanzer aufsprang, als die Kugel mit Wucht in den Körper eindrang.

Die Spinne wurde zurückgeworfen, kippte auf die Seite, torkelte auf ihr Hinterteil, und es sah aus als ob sie in der Dunkelheit und dem wabernden Nebel vor ihm sitze.

Das gräßliche Geräusch wurde zu einem langgezogenen Fauchen. Die Bestie war ernsthaft getroffen und hatte Schmerzen.

Die Greifzangen ruckten hin und her, als wisse das Spinnenhirn nicht mehr, was es mit ihnen anfangen solle.

Was Coogan eigentlich hatte verhindern wollen, geschah.

Das monströse Tier ließ die Beute los. Aus gut eineinhalb Metern Höhe fiel Henry Billingers Körper wie ein nasser Sack in die Tiefe.

Ein dumpfer Aufschlag…

Die Spinne drehte sich um ihre eigene Achse und wirbelte mit erstaunlicher Schnelligkeit herum.

Ehe Coogan sich versah, huschte sie ruckartig, zwei Beine hinter sich herziehend, in den dräuenden Nebel und die Dunkelheit davon.

Der Ponyhofbesitzer jagte dem davoneilenden Schatten noch eine Kugel nach, konnte aber nicht sagen, ob er traf.

Der alte Stallknecht rührte sich nicht mehr. Wie eine Marionette, der man die Fäden durchgeschnitten hatte, lag Henry Billinger vor ihm im nassen Gras.

»Henry?« fragte Coogan benommen, ihm links und rechts einen Schlag auf die Wange versetzend.

Der Kopf des Alten wackelte nicht mal hin und her.

Der Sturz hatte Billinger nicht getötet, die schreckliche Spinne hatte ihn auf ihre Weise zur Strecke gebracht.

Henry Billingers Körperöffnungen – Augen. Nasenlöcher und Mund – waren mit dem blasigen Schaum verstopft, den die Spinne abgesondert hatte.

Aber nicht nur das hatte ihn erstickt. Rund um Billingers Hals liefen dicht an dicht die fingerdicken Spinnenfäden und hatte ihn erwürgt.

*

Dem alten, treuen Stallknecht war nicht mehr zu helfen.

Jonathan Coogan riß den Kopf hoch und richtete sich auf.

»Beweise«, murmelte er wie in Trance. »Ich brauche Beweise. Niemand wird mir glauben.«

Er lief in die Dunkelheit und ahnte mehr die davoneilende Spinne, als daß er sie sah.

Er hörte es bersten. Das Ungetüm, das Billingers Bein angeknabbert hatte, durchbrach wütend das Gatter.

Coogan lief, so schnell ihn seine Füße über den schweren, feuchten Boden trugen.

In der Nähe einer Baumgruppe, furchterfüllt zusammengedrängt, standen mehrere Ponys.

Das kam ihm gelegen.

Er zog eines herum, schwang sich darauf und trieb es an.

»Los, lauf! Ich will wissen, woher das Ding gekommen ist und wohin es jetzt geht!«

Er drückte dem Tier fest die angezogenen Beine in die Seiten. Das Pony begann zu laufen.

Jonathan Coogan wirkte auf dem Tier wie eine Karikatur. Er war zu groß für das Pony und saß unbequem, mußte aber dauernd darauf achten, daß ihm die Füße nicht über den Boden schleiften.

Coogan kam schneller vom Fleck, als wenn er aus eigener Kraft hinter der Spinne hergelaufen wäre.

Er war verhältnismäßig schnell und erreichte das Gatter, das das fliehende, verwundete Tier in seiner Todesangst umgerannt hatte. Wie vertrocknete, abgehackte Arme wirkten die frischen Bruchstellen im Holz, die hervorstechenden großen Splitter.

Das Pony verharrte an dieser Stelle, wollte nicht weiter und war störrisch. Wertvolle Zeit ging verloren.

Coogan behielt auch in diesem Augenblick die Übersicht und die Geduld.

Er brachte das Tier dazu weiter über die Bruchstelle zu gehen und dann sogar in einen leichten Trab zu fallen.

Der dunkle Schatten der Spinne war kaum noch wahrnehmbar.

Coogan richtete sich mehr nach den Geräuschen als nach den visuellen Eindrücken.

Das Klappern der Beine, wenn sie aneinander rieben, das seltsame Rascheln und Fauchen, das die Luft erfüllte, das Knacken von Zweigen und Ästen, als das Tier in den Wald eilte, wo es mehr Versteckmöglichkeiten hatte als hier auf dem freien Feld.

Coogan hatte sein Gewehr umgehängt, mußte sich mit beiden Händen in die Mähne des Reittieres krallen und verstärkte den Druck seiner Schenkel, um das Tier zu größerer Eile anzutreiben.

Jonathan Coogan ritt quer durch den Wald, sah den Schatten wieder vor sich und kam bis auf dreißig Meter heran.

Die Spinne tauchte zwischen den Stämmen unter. Sie war noch immer verhältnismäßig schnell und schien sich vom ersten Schock erholt zu haben. Demnach waren die Verletzungen, die ihr die beiden Kugeln zugefügt hatten, doch nicht so ernsthaft, wie Coogan sich das wünschte.

Der Boden fiel etwas ab.

Die Spinne wurde noch schneller. Sie schien den Abhang nicht mehr hinunterzulaufen, sondern sich einfach nach unten kullern zu lassen.

Freies Feld… Ackergelände…

Coogan erreichte die Stelle. Der Nebel war hier nicht mehr ganz so dicht.

Einmal hatte der Reiter Gelegenheit, sein Gewehr von der Schulter zu nehmen. Er hätte auf das fliehende Monster anlegen können. Doch er unterließ es.

Nicht mehr der Tod der Spinne interessierte ihn, sondern vielmehr das Versteck, in das die sich offensichtlich zurückzog.

Die merkwürdige, absurde Geschichte des alten Henry ging ihm nicht aus dem Kopf.

Sollte doch etwas dran sein an dem komischen Gerede von Verzauberung, Fluch und Hexenkram?

Allein schon das Auftauchen der Spinne in der Größe eines Menschen paßte nicht mehr ins normale Gefüge der Schöpfung.

Die Geschichte Henry Billingers… kam aus einer anderen Zeit… wie die Spinne, der geheimnisvolle Feind, der die jungen Frauen und Mädchen aus Coppers vor rund zweihundert Jahren entführt hatte…

Damals fand man skelettierte Menschen und Tiere.

Billingers Bein kam ihm in den Sinn…

Auch damals schien eine Riesenspinne in der Umgebung von Coppers ihr Unwesen getrieben zu haben. Die Vorgänge und Bilder glichen sich auf erschreckende Weise, auch wenn er es nicht wahrhaben wollte.

Seine Gedanken drehten sich wie ein Karussell und kamen nicht los von den Vorgängen.

War die Spinne – oder mehrere von ihnen – damals doch auf irgendeine Weise besiegt worden? Hatte ein Gift sie betäubt? Lag sie seitdem unbemerkt zwischen verrottendem Laub oder sonst an einer unzugänglichen Stelle? Was hatte sie aus ihrem Dornröschenschlaf geweckt?

Fragen – und keine einzige Antwort!

Sein Kopf war voller Gedanken und Überlegungen. Coogan ertappte sich dabei, daß er stur dahinritt, immer hinter der Spinne her, ohne eigentlich zu wissen, wo er sich befand.

Eine Zeitlang sah es so aus, als wolle das fliehende Untier nach Coppers, aber dann hielt es sich zu weit rechts. Bald schon floh sie über brachliegende Wiesen, tauchte wieder in dunkle, schweigende Wälder ein und machte es seinem Verfolger schwer, auf der Spur zu bleiben.

Doch er hatte ein Hilfsmittel, das ihm in einer sternklaren und mondhellen Nacht allerdings mehr Nutzen gebracht hätte.

Die helle Schleimspur, die überall dort zurückblieb, wo die Spinne sich bewegte, war dennoch gut erkennbar.

Ein dunkelgelber Schimmer lag über den hellen, winzigen Blasen. Etwas lief aus diesem Körper heraus, was die Spinne nicht unterbinden konnte.

Hing es mit der Verletzung zusammen?

Coogan preschte durch die Wälder, zwischen dichtstehenden Bäumen und Büschen hindurch, und er war dem Augenblick dankbar, in dem er sich entschlossen hatte, mit einem Pony hinter dem Getier herzujagen. Hätte er die Verfolgung mit dem Wagen aufgenommen, wäre er längst umgekehrt und nie in diese Bereiche eingedrungen, die er jetzt mit dem Pony aufsuchen konnte.

Er wußte nicht mehr zu sagen, wie lange er schon auf dem Rücken des Tieres saß, in welche Richtung die Jagd eigentlich gegangen war. Dunkelheit und Nebel erschwerten die Orientierung, und nicht ein einziges Mal war irgendein Ortsschild oder sonst ein bekannter Punkt aufgetaucht, an dem er sich hätte orientieren können.

Das Pony war viel langsamer geworden. Es hatte seine Kraft aufgebraucht. Das Herz des Tieres raste. Coogan wußte, daß er sein Reittier nicht mehr allzulange strapazieren konnte.

Auch er selbst war ziemlich am Ende. Alles tat ihm weh, er saß völlig verkrampft auf dem kleinen Tier. Seine Beine waren steif.

In einer Lichtung sah er noch mal deutlich die Spinne, als die Wolkendecke aufriß und das geisterhafte, bleiche Licht den dunklen, taumelnden Spinnenkörper beschien.

Das fliehende Tier tauchte unter zwischen Stauden und Sträuchern, durch die der müde, erschöpfte Coogan wenig später einfach ritt, da das Pony außerstande war, dieses verhältnismäßig flache Hindernis zu nehmen.

Noch mal lag eine mehrere Meter dicke Wand aus Bäumen, dornigem Gestrüpp und Unterholz vor ihm, dann folgte ein Weg. Deutlich zu sehen waren Reifenabdrücke, die noch nicht alt sein konnten.

Coogan hielt sein Pony an.

Langsam ließ er die Beine sinken. Seine Muskeln und Sehnen schmerzten.

Er stieß hörbar die Luft durch dir Nase.

Völlige Stille herrschte, keine Bewegung. Die Spinne war verschwunden.

Coogan wischte sich über die schweißnasse Stirn.

Das Ungetüm konnte sich doch nicht einfach in Luft aufgelöst und…

Da sah er es!

Das Tor. Das Gemäuer, über und über mit Hecken verwachsen…

Das Tor stand offen. Die schimmernde Schleimspur führte in den Innenhof eines mitten im Wald liegenden Anwesens.

Das Haus des Earl, von dem Henry erzählt hatte?

Jonathan Coogan schluckte. Er kam sich vor wie der Darsteller in einem Märchenfilm, der ein verwunschenes Schloß entdeckte.

Mit schwerfälligen Schritten näherte er sich dem Gittertor, dessen beide Flügel weit offen standen. Ein Weg, der rund um ein Blumenbeet führte, dahinter lag ein altes Haus mit kleinen Erkern, einem turmähnlichen Anbau und Dachgauben.

Ein Haus, in dem Licht brannte!

Jonathan Coogan wischte sich über die Augen, preßte sie mehrmals fest zusammen und öffnete sie wieder.

Das Bild blieb.

Die Schleimspur führte auf den Eingang zu! Auch der stand offen, als wäre die Spinne hier erwartet worden…

Coogan nahm sein Gewehr von der Schulter, setzte wie ein Roboter einen Fuß vor den anderen und ging auf die offenstehende Haustür zu, durch die der schwache Lichtschein fiel.

Er ging bis zur Schwelle. Der Korridor war dunkel. Erleuchtet war das große Kaminzimmer.

Dort in der Mitte dieses Zimmers – saß die riesige Spinne, funkelte ihn böse aus wildglühenden Augen an, atmete schnell und schwer, und aus ihrem zuckenden Leib tropfte langsam, aber unaufhaltsam der weißgelbliche Saft.

Wie in Hypnose überschritt Coogan die Schwelle. »Hallo?« fragte er rauh. »Ist da jemand?«

Er lauschte und vernahm nur das Röcheln und Rascheln der Spinne.

Seine Worte verhallten, und keine Antwort erfolgte.

Er hob das Gewehr und hielt es unter dem Arm, den Finger auf dem Abzugshahn. Er war aufs äußerste erregt und zwang sich zur Ruhe.

Diese Spinne konnte doch nicht allein in diesem vollständig eingerichteten Haus leben, in einem Haus, das eindeutig darauf hinwies, daß hier menschliche Hände tätig waren. Hier drin war gefegt und Staub gewischt worden, hatte der Kamin gebrannt.

Es sei denn, daß die Spinne gleichzeitig identisch mit dem menschlichen Bewohner dieses alten Landhauses war, daß sie nicht immer Spinne – sondern gelegentlich auch Mensch war!

Verrückte Gedanken!

Coogan richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf das mitten im Kaminzimmer hockende Wesen, hatte für nichts sonst Augen und achtete auf jede Bewegung, jede Reaktion. Sobald die geringste Gefahr für ihn bestand, würde er abdrücken. So wie er das Gewehr hielt, würde die Kugel diesmal mitten zwischen den Augen sitzen.

Ein leises Geräusch? Hinter ihm!

Er konnte sich nicht mehr herumwerfen. Es war schon zu spät!

Etwas stach genau zwischen seine Schultern.

Eine Spritze!

Glühendheiß jagte daraufhin das Blut durch seine Adern, und sein Schädel begann zu dröhnen, als ob er zerplatzen wolle.

Coogan brach zusammen.

Donovan Bradleys Schatten löste sich aus der Ecke. In der Rechten hielt der Schauspieler, der nicht mehr Herr seines Willens war, die leere Spritze. Ein böses Grinsen lag um die Lippen des Mannes, als er die Tür ins Schloß drückte und mit einer achtlosen Fußbewegung den schlaffen Körper Coogans umdrehte.

»Du hast es gewagt…«, murmelte er nur, und seine Stimme zitterte. »Du hättest sie töten können… das sollst du mir büßen!«

Er bückte sich, schleifte den schweren Mann durch den Korridor und das Kaminzimmer zu einer Tür, die verschlossen war.

Bradley drückte sie auf. Es war ein fensterloser Raum. Darin klebte ein Spinnennetz, das vom Boden bis zur Decke reichte.

Donovan Bradley-Huxley zerrte den Körper des Eindringlings in die

Höhe, stellte ihn aufrecht hin, hob ihn nach zweimaligem Versuch einige Zentimeter an und drückte ihn dann einfach gegen das Netz.

Jonathan Coogan blieb an den klebrigen Fäden im Netz der Spinne hängen.

»Komm«, sagte Bradley rauh, »komm', und sieh ihn dir an!«

Die schwere, mannsgroße Spinne lief taumelnd auf ihren acht Beinen durch die Tür direkt auf Coogan zu.

*

Das Stimmengewirr drang wie aus weiter Ferne an sein Gehör.

Nur langsam wurden die Worte klarer und deutlicher.

Björn lauschte.

»… woher sie kommen, wissen wir nicht«, sagte eine dunkle, kräftige Stimme.

»Wir werden es herausfinden«, murmelte ein anderer. »Und wenn wir es aus ihnen herausprügeln müßten! Ich hin überzeugt davon, daß sie sich in die Stadt eingeschmuggelt haben. In der Zeit, in der wir leben, kann man nicht, vorsichtig genug sein.«

Da war es wieder, dieses Phänomen, das er schon mal beobachtet hatte.

Vor nicht allzulanger Zeit, als er in einem Paralleluniversum gegen die Mächte der Finsternis kämpfte, vernahm er ähnliche Laute und Worte – und verstand sie.

Das gleiche war auch jetzt wieder der Fall.

Als er die fremden Laute hörte, begriff er deren Sinn. In seiner Erinnerung bracht etwas auf, etwas lang Verborgenes und wurde zum Wissen um eine Sprache, die mal seine Muttersprache gewesen war.

Vor vielen Jahrtausenden hatte er schon mal gelebt. Diese Gewißheit konnte ihm niemand mehr nehmen. In seiner Existenz als Björn Hellmark, als Sohn eines reichen Fabrikanten, war ihm ein Dasein zu einer früheren Zeit bewußt geworden, als er noch Kaphoon war, der Sohn des Toten Gottes, der auf Xantilon herrschte, ehe die Kaste der Schwarzen Priester in Verbindung mit der Welt der Geister und Dämonen seinen Sturz vorbereitete.

Schwarze Priester nannten den Namen Kaphoon, was ›der Namenlose‹ bedeutete, zum ersten Mal.

Doch unter dem Begriff ›Kaphoon‹ mußte sich noch mehr verbergen. Hellmark wußte es allerdings noch nicht, doch er ahnte es.

Zu einer Zeit, als der Tote Gott noch auf Xantilon herrschte und das Leben der Menschen dort seinen normalen Gang nahm, war unter ›Kaphoon‹ mehr oder anderes zu verstehen, als nur diese eine Begriffsbezeichnung.

Björn Hellmark hörte eine Weile bewegungslos zu, hielt die Augen

geschlossen und tat so, als ob er weiter besinnungslos wäre.

Aus den Worten seiner geheimnisvollen Widersacher, die Arson und ihn niedergeschlagen und offenbar verschleppt, hatten, konnte er eine Reihe interessanter Hinweise entnehmen.

So erfuhr er, daß sie sich tatsächlich auf Xantilon befanden, daß dies jedoch nicht, das Zentrum der legendären Stadt, sondern nur ein Vorort war.

Das Zeitschiff war zu einem Zeitpunkt hier angekommen, wo alles in Bewegung geraten war. Unsicherheit, Mißtrauen und Ratlosigkeit beherrschten das Denken und Handeln der Menschen.

Sie wußten, daß die Zeit des Umbruchs gekommen war und ein großes Chaos bevorstand. Die Schwarzen Priester gewannen an Macht und Einfluß, und es war nur noch eine Frage der Zeit, bis die Entscheidung zugunsten der Mächte des Bösen gefallen war.

»Er kommt zu sich«, sagte da eine jugendliche Stimme.

Björn gab ein paar unartikulierte Laute von sich, legte den Kopf langsam auf die Seite und öffnete dann – Benommenheit vorspiegelnd – die Augen.

Er befand sich in einem runden Raum. Wachslichter brannten und verbreiteten ein angenehmes, beruhigendes Licht.

Rundum war nicht ein einziges Fenster, außer kleinen Tischen und Stühlen gab es keine weiteren Möbel. Fünf Männer, jüngere und ältere, umringten ihn und Arson, und blickten ernst auf sie.

Hellmark und der Mann mit der Silberhaut lagen auf einem mit einem orangefarbenen Teppich ausgelegten Boden. Arson, ohne Regung neben Björn, war noch immer besinnungslos.

Hellmark atmete tief durch. Mit einem Blick erkannte er, daß er noch immer das farbige Gewand trug. Wenn das so war, dann hatte er auch noch sein Schwert bei sich!

Der stille Triumph verwandelte sich gleich darauf in Enttäuschung.

Er spürte das Schwert nicht an seiner Seite – dafür sah er es.

Es stand – etwa drei Meter entfernt an der Wand. Deutlich war die Schleifspur im Teppich zu sehen, der sogar stellenweise eingeschnitten war, ein sichtbares Zeichen dafür, daß seine Widersacher ihre Last gehabt hatten, das Schwert, das nur für ihn bestimmt war, wegzuschaffen. Niemand sonst als er konnte das magische Schwert heben und führen. In seiner Hand und an seinem Körper wurde es leicht wie eine Feder, in der Hand eines Fremden aber zu einem Mühlstein.

Björn konnte sich aufrichten. Man hatte ihm lediglich die Hände auf den Rücken gebunden.

Seine Augen, die sich an die Dämmerung gewöhnt hatten, registrierten an der dunklen Wand, die ihm genau gegenüberlag und an der sein Schwert lehnte, zwei Männer in dunkelblauen, fast

schwarz wirkenden Gewändern, die sich kaum aus der Finsternis abhoben.

Sie hatten dunkle Gesichter. Björn vermutete zunächst, daß sie dunkelhäutig waren, aber als sie näher kamen und das Licht der Wachskerzen sie traf, konnte er erkennen, daß sie Haare und Gesichter mit einer fettigen Substanz geschwärzt hatten. Unter dem dunklen Belag schimmerten die Haare golden durch.

»Wer seid ihr und was wollt ihr hier?« Die Stimme kam aus dem Mund des Mannes, der jetzt einen Schritt vortrat. Björn erkannte in ihm den alten Mann mit dem grauen Haar, der vor der Ruine gekniet und irgendwelche geheimen, ihm unbekannten Riten durchgeführt hatte.

»Wir haben Freunde gesucht. Freunde, die uns weiterhelfen. Ich heiße Kaphoon – das ist mein Freund Arson.« Hellmark sagte es einfach so hin. Mit irgend etwas mußte eine Konversation beginnen. Es war gut, daß es überhaupt eine Möglichkeit gab, sich zu artikulieren. Wo man keine gemeinsame Sprache fand, wurde alles nur viel schwieriger.

Hellmark legte Wert darauf, eventuelle Mißverständnisse und Vorurteile zu beseitigen. Das alles war vielleicht möglich, wenn er gleich bei der Wahrheit blieb. Nur – die volle Wahrheit berichten, würde alles nur noch komplizieren. Würde man ihm glauben, wenn er berichtete, daß sie aus einer anderen Zeit kamen? Manchmal war es auch nicht gut, alles an Wahrheit unüberlegt auszuplaudern. Wahrheit konnte auch komplizieren.

»Warum habt ihr mein Haus beobachtet?« wurde er gefragt. Der Mann in dem purpurfarbenen Gewand, den Björn als Macabros beobachtet hatte, wirkte ernst. Hellmark glaubte eine gewisse Ängstlichkeit wahrzunehmen, auch wenn der andere dies nicht zeigte.

»Wir haben es nicht beobachtet. Wir wurden durch Zufall darauf aufmerksam.«

Ein leises Lachen folgte. Ein jüngerer Mann, in dunkelblauem Gewand, der an der rechten Seite des Alten stand, schüttelte den Kopf. »Und ihr seid sicher, daß wir dir das glauben?« fragte der Betreffende mit harter Stimme. Er hatte seinen kapuzenähnlichen Überwurf nach hinten gelegt, so daß das Gewand wie mit einem voluminösen Kragen drapiert schien.

Der Sprecher – das sah Björn jetzt – war ebenfalls mit der fettigen Substanz geschwärzt. Auch er war blondgelockt, kräftig und hellhäutig. Von den insgesamt sieben Fremden waren jedoch drei von dunkler Hautfarbe und schwarzem Haarwuchs.

Aus der Geschichte Xantilons – soweit sie ihm bekannt geworden war – wußte Hellmark, daß seinerzeit Schwarz und Weiß in engem Kontakt miteinander lebten, und daß es keinerlei Rassenhaß und

Probleme gegeben hatte. Xantilon und Atlantis waren ausgesprochene Friedensreiche gewesen. Nur durch das Einwirken finsterer Mächte, die sich bestimmte Schwächen und verborgene Wünsche der damals Lebenden zunutze machten, war es zu Auseinandersetzungen und Mißverständnissen gekommen die praktisch künstlich geschürt worden waren.

»Ja, das kannst du mir glauben«, erwiderte Hellmark mit fester Stimme auf die spöttisch klingende Bemerkung des jungen Mannes. »Es ist die Wahrheit.«

»Deine Lüge klingt gut, aber alle, die mit den Schwarzen Priestern zu tun haben, können gut lügen.«

»Wir fürchten die Schwarzen Priester ebenso wie ihr«, reagierte Hellmark sofort. »Wenn ihr sie bekämpft, dann ist es Unsinn, uns hier festzuhalten. Wir sind gekommen, ihre Macht zu zerbrechen, die Dämonen zurückzudrängen – und hilflose Menschen aus ihrem Bann zu befreien.«

»Lüge! Ihr habt uns beobachtet. Ihr habt eine Zelle der Freiheit entdeckt, aber ihr seid nicht mehr dazu gekommen, euer Wissen weiterzugeben. Diesmal waren wir schneller. Das Ritual zur Beschwörung der Unterirdischen war erst ganz am Anfang«, ließ der junge Mann mit dem dunkelblauen Gewand sich vernehmen. Niemand widersprach ihm. Der Alte kniff Mund und Augen zusammen und starrte Hellmark ins Gesicht, damit ihm auch nicht die geringste Regung in diesen edel geformten Zügen entging. »Das müßt ihr zu spät erfahren haben, denn zwei unserer Freunde konnten heute nacht erst später eintreffen. Sie entdeckten euch an der Mauer und schlugen euch nieder. Ihr seid in unserer Gewalt! Wenn ihr Spione der Schwarzen Priester seid, dann gebt es zu! Oder laßt es! Aber wir haben Mittel und Wege, euch die Zunge zu lösen!«

»Es ist nicht nötig, Gewalt anzuwenden, um Freunde zu Feinden zu machen«, ließ Arson sich da vernehmen. Er war zu sich gekommen und hatte den letzten Teil des Streitgesprächs zwischen Hellmark und dem anderen mitbekommen. Er schaltete sich jetzt ein. »Dämonen sind unsere Feinde, wie sie die euren sind. Vorausgesetzt, daß stimmt, was ihr uns gesagt habt. Ist es nicht so, daß ihr unsere Feinde seid, daß ihr uns in eine Lage gebracht, habt, die uns belastet? Woher wissen wir, daß ihr nicht mit den Dämonen gemeinsame Sache macht?«

»Würden wir sonst so reden?« stellte der junge Mann mit dem geschwärzten Gesicht und dem dunklen gefetteten Haar die Gegenfrage.

»Das gleiche könnten auch wir sagen, und auf diese Weise kämen wir nie zu einem Ergebnis«, antwortete Björn Hellmark, der ahnte, worauf Arson hinaus wollte, und er stellte sich auf die Strategie des Mannes mit der Silberhaut ein. Arson kannte die Vergangenheit noch

besser, war vertraut mit der Entwicklung der Erdgeschichte und des Universums. Er hatte einen noch größeren Überblick als er, Hellmark. »Wir kommen aus einem fernen Land«, fuhr Arson fort.

»Aus welchem?«

»Aus einem Land jenseits dieses Raumes und dieser Zeit.« Das klang geheimnisvoll. Aber Arson setzte die hohe geistige Entwicklungsstufe dieser Männer, mit denen sie zu tun hatten, voraus.

Unruhe kam auf. Die sieben Verschwörer, die sich zu nachtschlafender Zeit im Haus eines Magiers trafen, rückten enger zusammen.

Ein junger Mann mit dichtem, schwarzem Haar und großen, dunklen Augen, einer hohen Stirn und edel geformter Nase, trat interessiert einen Schritt näher und ging schließlich vor Arson und Hellmark in die Hocke. Sein schwarzrotes Gewand hüllte seinen ganzen Körper ein. Nur die Hände und der Kopf ragten heraus. »Was du da sagst, Fremder, interessiert mich«, sagte er mit ruhiger, gelassener Stimme. »Sag mir deinen Namen!«

»Ich heiße Arson.«

»Arson. Ein Name, der hier nicht üblich ist und mit dem ich nichts anzufangen weiß.« Er warf einen schnellen Blick auf Hellmark. »Er hat sich als Kaphoon vorgestellt. Das bedeutet, sehr viel. Oder auch nichts. Es kommt darauf an, von welcher Warte man die Dinge betrachtet. Wir leben in einer schweren Zeit. Die Apokalypse ist angebrochen. Unsere Apokalypse! Es geht um den Fortbestand dieser Welt. Aber die Zeichen des Untergangs sind schon zu deutlich, als daß wir noch Hoffnung auf Veränderung haben könnten.«

»Das ist ein Widerspruch«, bemerkte Arson. »Vorhin wurde uns gesagt, daß wir Zeuge eines Rituals wurden. Die Unterirdischen wurden beschworen. Wenn ihr Feinde der Schwarzen Priester und der Dämonen seid, dann verstehe ich nicht, wie ihr die Unterirdischen anruft, die Schatten der Finsternis, von denen niemand Genaues weiß.«

Björn wurde hellhörig. Arson sprach von Dingen, die auch er zum ersten Mal hörte.

Aus dem Gespräch zwischen ihm und dem Dunkelhäutigen kam heraus, daß der Mann mit der Silberhaut einen empfindlichen Nerv des Ganzen getroffen hatte.

Die Sache mit der Beschwörung der geheimnisvollen Unterirdischen war nicht ganz in Ordnung. Arson wies das nach.

»… wenn ihr Anhänger der weißen Magie seid und die Unterirdischen anruft, dann zeigt das, daß die Dämonen euch schon näher sind, als ihr denkt. Wie kann ich den Teufel durch Beelzebub austreiben?«

Unruhe erstand. Der alte Magier fuhr sich durch die Haare. Der

junge Mann mit dem geschwärzten Gesicht, der mit Hellmark das Streitgespräch begonnen hatte, meinte mit harter Stimme. »Wer sagt, daß die Unterirdischen gleichzusetzen sind mit den Mächten der Finsternis?« Mit rollenden Augen blickte er sich in der Runde um.

»Wir wissen nichts Genaues über sie«, schaltete der Alte mit dem Purpurgewand sich wieder ein. »Da muß ich ihm recht geben. Wir haben den Pfad der reinen, weißen Magie verlassen…«

»Weil wir nicht weiterkamen, weil eine Blockade herrscht, die wir trotz unserer geheimen Treffen nicht niederreißen konnten«, unterbrach der Geschwärzte den Alten.

Für Minuten lang waren sie mit ihren ureigensten Problemen beschäftigt.

Es zeigte sich, daß diese Gruppe, die hier nachts zusammentraf und an einem offenbar nicht ganz reinen Ort verbotene Beschwörungen und Rituale vornahm in sich gespalten war. Der Geschwärzte einerseits und die sechs anderen vertraten völlig entgegengesetzte Meinungen.

Hellmark arbeitete indessen daran, seine Fesseln zu lockern. Man hatte sich nicht besonders viel Mühe damit gemacht, und innerhalb einer Viertelstunde wäre er garantiert zu einem Erfolg gekommen, wenn sich die Dinge nicht so plötzlich zugespitzt hätten.

Der Geschwärzte schlug mit der flachen Hand auf einen Tisch. Es dröhnte dumpf. »Wir sind Narren«, preßte er hervor. »Sie haben beide erreicht, was sie wollten. Uns gegeneinander aufzuhetzen. Merkt ihr denn überhaupt nicht, worum es geht? Diesmal gehen sie ganz raffiniert vor. Sie säen den Zwist und warten ab, was daraus wird. Typisch Dämonenwerk!«

»Würdest du auch sagen, daß wir nur den Moment abwarten, an dem wir euch umbringen?« warf Hellmark hart ein.

»Wenn ihr die Gelegenheit dazu hättet – ja! Auf der Stelle!«

»Ich hätte die Gelegenheit – in diesem Moment. Und doch tue ich es nicht«, sagte in diesem Augenblick Hellmarks Stimme. Aber die Worte kamen nicht aus seinem Mund. Das sahen alle. Die Stimme ertönte hinter ihren Rücken!

Eiskalt überlief es sie.

Der alte Magier und die Geschwärzten ebenso wie die Dunkelhäutigen, die sich nicht der Nacht anzupassen brauchten, um eine gute Tarnung zu schaffen, warfen wie auf ein stummes, gemeinsames Kommando hin ihre Köpfe herum.

Sie glaubten, ihren Augen nicht trauen zu können.

Vor ihnen stand – abermals der Mann, der sie eben noch – vom Boden aus angesprochen hatte.

Es war Macabros!

Aber davon wußten sie nichts. Ihre Blicke flogen hin und her.

»Zweimal!« entfuhr es dem Dunkelhaarigen. »Es gibt ihn zweimal!«

»Teufelswerk!« sagte der Geschwärzte in dem dunkelblauen Gewand.

»Nein!« widersprach Macabros, und ehe es jemand verhindern konnte griff er schon nach dem Schwert, riß es mit leichter Hand an sich und setzte die Spitze auf die Brust des alten Magiers, der wie unter einem Peitschenschlag zusammenzuckte. »Die Kräfte der Weißen Magie verliehen mir diese Macht. Und es gibt nichts, womit diese Kräfte erkauft oder erschlichen worden wären. Sie wurden mir verliehen, ohne daß ich die Wirksamkeit bezweifeln oder mit irgendeinem Versprechen bezahlen müßte. Das Leben dieses Mannes liegt in meiner Hand. Ich brauchte nur zuzustoßen – und ich könnte euch allen auf der Stelle die Köpfe abschlagen, ehe ihr begreift, was eigentlich geschieht. Aber ich sehe keinen Sinn und keinen Nutzen darin. Ich töte nicht um des Tötens willen. Ich mache von diesem Schwert nur dann Gebrauch, wenn es darum geht, einem leibhaftigen Dämon den Garaus zu machen. Und nur dann auch wird es mir hundertprozentig gehorchen.«

Macabros blickte sich in der Runde um.

Nach seinen Worten herrschte Totenstille. Sie starrten alle auf Hellmarks Zweitkörper und auf das Schwert, das mitten auf dem Herzen des Magiers saß.

Macabros nahm die tödliche Waffe langsam herab.

»Er trägt es, als ob es leicht wie eine Feder wäre«, entfuhr es einem der Geschwärzten, die Hellmark und Arson niedergeschlagen hatten. »Wir waren nicht in der Lage, es vom Boden anzuheben, nachdem wir es von seinem Gürtel lösten! Ein magisches Schwert!«

»Ja, das ist es. Von einem Meister seiner Kunst hier auf Xantilon geschmiedet. Weder die Schwarzen Priester noch die Dämonen haben irgend etwas damit zu tun.« Mit diesen Worten nahm Macabros das Schwert herunter, ging um die wie erstarrt stehenden Männer herum und löste Björn und Arson die Fesseln, ohne daß jemand es verhindert hätte und drückte Hellmark dann das Schwert des Toten Gottes in die Hand.

Macabros wurde zu einem blassen Nebelstreif, der von einem Atemzug zum anderen verlöschte.

Hellmark und Arson waren frei und standen den sieben Männer aus Xantilon gegenüber.

*

Björn und Arson ließen die sieben Verschwörer, die in ihnen Abgesandte der Schwarzen Priester vermutet hatten, wissen, daß sie nichts zu fürchten brauchten.

Das Gespräch verlief nun unter anderen Vorzeichen.

Der Geschwärzte mit dem dunkelblauen Gewand war der härteste Widersacher, wie sich herausstellte.

Der junge, dunkelhaarige Mann, der sich Kima nannte, war zuerst davon zu überzeugen, daß Björn und Arson guten Willens waren.

Arson gab zu verstehen, daß er auf der Suche nach Frau und Kind war, die von Dämonen entführt wurden. Es sei ihm lediglich bekannt, daß sie sich zu diesem Zeitpunkt auf Xantilon befänden, und er hoffe, ihre Spur zu finden.

Kimas Augenschlitze wurden schmal. »Eine Frau und ein kleiner Junge«, murmelte er, und es klang wie ein Echo auf Arsons Worte.

Der Mann mit der Silberhaut zuckte kaum merklich zusammen; in solchen Momenten erkannte Björn stets, unter welch nervlicher Anspannung der Freund stand. »Du weißt etwas über – sie?« fragte er rauh.

»Beschreib mir die Frau und den Jungen«, forderte Kima den Mann mit der Silberhaut auf.

Arson tat es.

Kima nickte. »Eine solche Frau mit einem Knaben habe ich erst gesehen.«

»Wo und wann?«

»In den Gärten des Kräuterzüchters. Das liegt erst zwei Tage zurück.«

»Wo sind diese Gärten?«

»Nicht weit von hier. Hinter dem Hügel im Süden dieses Stadtteils, entgegengesetzt des Zentrums von Xantilon.«

»Würdest du mir den Weg dorthin zeigen?«

Die Männer aus Xantilon blickten sich an.

»Ja«, meldete sich der alte Magier anstelle Kimas. »Aber nicht in diesem Moment. Durch euer Auftauchen wurden wir veranlaßt, den Ritus zur Beschwörung der unterirdischen Schatten zu unterbrechen. Das ist nicht gut. Die Gefahr, daß sie uns zürnen, ist groß. Es ist unser erster Versuch, den Kontakt zu ihnen zu finden, damit sie uns Mittel und Wege nennen, die Macht der Dämonen, deren Einfluß mehr und mehr zunimmt, zu brechen. Außerdem…« Was außerdem war, sollten Björn und Arson nie erfahren.

Es schien, als hätte es nur dieser Worte bedurft, als hätte ein geheimnisvoller Beobachter der Szene das Gespräch bis hierher verfolgt – und gab nun sein geheimes Zeichen zum Angriff.

Ein Ächzen und Knistern lief durch die Wände.

Die Männer fuhren wie elektrisiert zusammen.

»Ein Erdbeben!« rief einer. Er lief sofort zum Ausgang.

Unter ihren Füßen rumorte es. Die Erde zitterte.

»Das ist kein Erdbeben!« rief der Geschwärzte. Er deutete auf

Hellmark und Arson. »Sie sind Schuld daran! Aber ihr wolltet mir nicht glauben. Die Unterirdischen zürnen uns, weil wir sie vernachlässigt haben, weil wir unser Versprechen nicht einlösten.«

Der Boden wankte und barst. Die Wände zeigten tiefe Risse. Im Nu veränderte sich die Situation.

Der Eingang stürzte ein und begrub zwei Xantiloner unter sich, die wortlos abtraten.

Der alte Magier wankte. Sein Gesicht war totenbleich. Ein letzter Eindruck, als die Wachslichter schlagartig unter einem Eishauch erloschen.

Die Wand hinter ihm kippte um. Niemand mehr konnte helfen. Es ging alles blitzschnell, und jeder war nur mit sich selbst beschäftigt.

Noch ehe die Dunkelheit sie einhüllte, empfing Björn einen letzten Eindruck, der sich wie ein Brandmal in sein Bewußtsein fraß.

Die zusammenfallenden Steine, die einstürzende Wand vor ihm – veränderte sich. Deutlich glaubte er zu erkennen, daß die einzelnen Steine alt und brüchig wurden und Ähnlichkeit bekamen mit den modrigen Steinen der kleinen Ruine, vor der der alte Magier in beschwörender Geste gehockt hatte.

*

Es blieb keine Zeit, über diese Dinge nachzudenken.

Ihr Leben stand auf dem Spiel.

Gehetzt blickten sie sich um. Von der Decke rieselte es herab, und auch durch die Innenwände lief nun ein verräterisches Knistern.

Noch waren keine drei Sekunden seit dem Auftreten der rätselhaften Symptome versanden.

»Kommt!« zischte eine Stimme. Björn wurde am Arm gepackt und einfach mitgerissen. »Folgt mir! Wir müssen raus hier!«

Das war Kima.

Der Hauptausgang, durch den die anderen fliehen wollen, war nicht mehr passierbar. Kima schien noch einen anderen Fluchtweg zu kennen.

Sie hatten keine andere Wahl. Björn und Arson liefen dem jungen Verschwörer einfach in die Dunkelheit nach.

Die Innenwand wich leise sirrend zurück, als Kima zweimal hart dagegenklopfte.

Dahinter waren Treppen, die steil in die Tiefe führten.

»Vorsicht! Sie sind sehr schmal!« rief der junge Xantiloner ihnen zu.

Nachtdunkle Finsternis hüllte sie ein, und sie wußten nicht wohin es ging und sahen nicht die Hand vor Augen.

Links und rechts war eine kahle, feuchte Wand. Kühle Luft schlug

ihnen aus der Tiefe entgegen.

»Es sind insgesamt zwanzig Stufen!« rief Kima ihnen zu.

Der Abstieg war halsbrecherisch, aber alles ging gut.

Das Rumoren und Knistern hüllte sie noch immer ein. Das Haus des alten Magiers schien Stein für Stein zu einer Ruine zu werden. Durch was wurde dieser Prozeß ausgelöst?

Die letzte Stufe! In Gedanken hatte Björn mitgezählt. Er lauschte. Dicht hinter sich fühlte er die Nähe Arsons. Das Knistern lag nun schon weiter zurück. Keine anderen Schritte waren sonst zu hören. Außer Kima und ihnen schien niemand diesen Fluchtweg eingeschlagen zu haben.

Der Fluchttunnel führte kerzengerade in eine ungewisse Düsternis.

Sie hörten Kimas schnelles Atmen.

Hundert, zweihundert Schritte. Dann blieb der junge Xantiloner plötzlich stehen. Björn und Arson prallten fast auf ihn.

Ihre Herzen schlugen schnell, sie waren erschöpft vom Laufen und Hetzen.

Kima meinte: »Ich glaube, wir haben es geschafft! Es ist alles ruhig. Ich habe es immer geahnt und ich habe mich auch dagegen gewehrt, die Unterirdischen anzurufen. Aber niemand wollte auf mich hören. Mächte die man fürchten muß, können nie etwas Gutes bewirken.«

»Wer sind diese Unterirdischen?« interessierte Hellmark sich.

»Niemand weiß etwas Genaues über sie. Man weiß nicht, ob sie gut oder böse sind oder ob sie beiden Seiten gleichzeitig dienen. Malon der alte Magier, setzte alles auf eine Karte. Ich glaube Malon war verzweifelt. Seine Kräfte waren eingeschränkt, er suchte Hilfe von anderswo. Die Zeichen der Zeit stehen auf Sturm.« Kimas Stimme klang traurig. »Seit Monaten wird es auf Xantilon nicht mehr richtig Tag. Dunkle Wolkenberge liegen angebrochen, die Stunde der Dämonen. Die Nachrichten aus der Hauptstadt und überhaupt aus allen anderen Teilen des Landes sind spärlich und klingen verworren. Was wird aus diesem Land?«

Björn hätte es ihm sagen können, aber er schwieg.

Er wollte diesem jungen Menschen die Hoffnung nicht nehmen, daß vielleicht doch noch alles gut werden könnte, aber er wußte, daß dies eine Illusion war.

Für Kima war es die Gegenwart. Für ihn und Arson aber Vergangenheit.

Am Untergang Xantilons würde niemand etwas ändern. Er war in die Legenden und Sagen einer fernen Zeit eingegangen.

Björn wischte sich über seine schweißnasse Stirn. »Eines beschäftigt mich«, ließ er sich vernehmen. »Ich habe deutlich gesehen, daß die Steine von Malons Haus alt und brüchig wurden…«

Kima nickte und fiel Hellmark ins Wort. »Auch mir ist es nicht

entgangen, und für mich ist das ein Zeichen dafür, daß es falsch war, in der Not auf die Unterirdischen zurückzugreifen. Malon hat sich übernommen, hat Kräfte freigesetzt, die er nicht unter Kontrolle halten konnte. – Sein Haus wurde zur Ruine, weil die Schatten es so wollten. Wir wissen zu wenig über sie.« Er seufzte. »Gehen wir weiter«, schlug er schließlich vor. »Der Stollen, in weiser Voraussicht geschaffen, um uns vor den Schwarzen Priestern und deren Schergen und Helfershelfern in Sicherheit zu bringen, wird nun einen anderen Zweck erfüllen. Wir werden am Rand der Stadt in einem dichten Wald herauskommen. Von dort aus sind es nur noch wenige Schritte zu den Gärten des Kräuterzüchters. Ihr habt euch doch für ihn interessiert, nicht wahr?«

»Ja, sehr«, murmelte Arson.

»Gehen wir!«

Kima setzte sich in Bewegung. Björn und Arson blieben ihm dicht auf den Fersen.

*

Als sie den Schatten an der fleckigen Wand der Hafengaststätte erblickte, wußte sie: das bin ich. Aber ich kann es nicht sein, meldeten sich sofort wieder ihre kritischen Gedanken.

Wer bin ich wirklich? fragte sie sich.

In ihrer Erinnerung stieg etwas auf, aber es erreichte nicht ihr Bewußtsein.

Andere Gedanken, andere Gefühle erfüllten sie und trieben sie vorwärts. Es war eine Gier in ihr, der sie nichts entgegenzusetzen vermochte.

Carminia Brado sah das riesige Abbild der Spinne an der Wand, und Triumph stieg ebenso in ihr auf wie Angst und Zweifel.

Jenseits der Straße, genau an der Ecke, lag ihr Hotel.

Dorthin gehörte sie. Wieso empfand sie jetzt wie eine Spanne?

Alles wirbelte in ihren Gedanken durcheinander. Für den Bruchteil eines Augenblicks jedoch gewann sie Klarheit: ich befinde mich in dem scheußlichen Labor Huxleys! Die Droge gaukelt mir solche Bilder und Gefühle vor.

Ich bin Carminia Brado… niemand sonst, ich… habe mich in dem riesigen Reagenzglas gesehen… aber in Wirklichkeit habe ich mich nie darin befunden. Das Elixier ist schuld an diesen Bildern. Ich träume, ich sehe diese Dinge nur… sie sind nicht Wirklichkeit.

Plötzlich sah sie sich am Fenster ihres Hotels stehen, nur mit einem dünnen Nachtgewand bekleidet. Nebel stiegen von der Themse empor und verwehten in dem leichten Wind, der ging.

Leer waren die Straßen, fast kahl die Bäume, dunkel und massig

die alten, schwarzen Stämme.

Wenn sie den Blick wandte, konnte sie schemenhaft verschwommen die Umrisse von Big Ben erkennen. Dumpf hallten zwölf Schläge durch Dunkelheit und Nebel.

Realität und Alptraumlandschaft mischten sich.

Carminia Brado wurde Zeuge eines Vorgangs, der sich kraftvoll in ihr Bewußtsein drängte.

In dem grauen, wogenden Nebel bewegte eine Spinne, groß wie ein Mensch, sich auf die Gaststätte zu. Silhouetten von Menschen klebten hinter den Fenstern. Alles lief ab wie in einem schrecklichen Traum, aus dem man nicht erwachte.

Die harten, gezackten Beine der Bestie durchstießen das Fenster. Glas splitterte. Menschen sprangen auf. Entsetzensschreie hallten durch die Nacht.

Carminia sah sich wie zu Stein erstarrt auf dem Balkon stehen. Gleichzeitig fühlte sie mit dem Trieb der Spinne. Hunger wühlte in ihren Eingeweihten.

Die Brasilianerin nahm alles perspektivisch verzerrt wahr.

Einmal glaubte sie sich dicht am Ort des Geschehens, dann wieder war sie so weit davon entfernt, daß sie die Gaststätte, aus dem Haus laufende Menschen und die Spinne nur als winzige, zuckende Punkte wahrnahm.

Es fauchte und raschelte. Die Bestie stieß ruckartig ihren chitingepanzerten Kopf durch die zerschlagene Glasscheibe. Genau unter dem Fenster saß eine junge Frau. Sie trug eine rote Strickweste, darunter eine altrosafarbene Bluse.

Das Gesicht der Frau war ganz nahe. Ein junges schönes, aber nun verzerrtes Gesicht. Ein Mund, der eben noch gelacht hatte, verzog sich zu einem schrecklichen Aufschrei. Die kantigen Greifzangen fuhren über Brust und Gesicht hinweg. Der Stoff riß auf, der BH wurde zerfetzt. Blutstropfen rollten über weiße, makellose, jugendliche Haut.

In den Augen stand das namenlose Grauen.

Die Spinne hob den leichten Mädchenkörper von der rustikalen Holzbank. Die großgemusterten Kissen flogen zur Seite.

Das Opfer war unfähig, auch nur eine Abwehrbewegung zu machen.

Der rasselnde Atem aus dem Rachen der Riesenspinne, das geifernde Maul, die mahlenden Kiefer… die junge Engländerin wurde vor Angst bewußtlos.

Sie wurde über die Fensterbank nach draußen in die Nebelnacht gezogen.

Flaschen und Gläser kippten um, als ihre Beine gegen die Tischplatte schlugen und darüber hinwegrutschten.

Die Menschen in dem kleinen Raum flohen schreiend in die Nacht

hinaus. Ein Mann war beherzt genug, eine leere Whiskyflasche nach dem Ungetüm zu schleudern. Sie klatschte gegen den Chitinleib der Spinne. Die zuckte nur kurz zusammen.

Im gleichen Augenblick fuhr auch Carminia Brado auf dem Balkon ihres Hotelzimmers zusammen. Sie spürte den brennenden Schmerz in ihrer linken Bauchhälfte.

Sofort waren die Gefühle der Spinne wieder in ihr.

Rasch lief das Tier auf seinen acht Beinen davon, tauchte in Nacht und Nebel unter und schleppte in seinen Greifwerkzeugen das reglose Opfer mit.

Die Riesenspinne suchte Unterschlupf in einem alten Lagerschuppen. In der Abgeschiedenheit der Halle, weit genug entfernt vom Ort des Geschehens, lösten die scharfkantigen Zangen die Kleidungsstücke vom Leib des Opfers.

Die zerrissene Strickjacke und die zerfetzte Bluse flogen achtlos in eine Ecke des Schuppens.

Dann machte die Bestie sich über ihr Opfer her. Die Greifzangen und die mahlenden Kiefer lösten streifenweise das Fleisch von den Knochen.

*

Sie schrie leise auf.

Plötzlich wurde sie wach. Endlich!

Carminia Brado atmete tief durch. Sie war schweißgebadet am ganzen Körper, und ihr Neglige klebte auf ihrer Haut.

Die Brasilianerin schüttelte sich. Der schreckliche Traum stand in allen Einzelheiten unmittelbar nach dem Aufwachen vor ihrem geistigen Auge.

Carminia schloß die Lider. Nur ein Traum! Alles – auch das Geschehen im Haus des Schauspielers?

Die Eindrücke verwischten.

Die dunkelhäutige Schönheit stieg aus dem Bett. Sie fühlte sich matt und zerschlagen, als hätte sie die ganze Nacht kein Auge geschlossen. Carminia fuhr sich durch die Haare und ging langsam ins Bad, um sich frisch zu machen.

Wie kam sie eigentlich in ihr Hotel? Sie konnte sich nicht daran erinnern. Offenbar hatte Helen Carter sie hergefahren. Eine andere Möglichkeit gab es gar nicht.

Der Sherry! Es mußte der Sherry sein, den sie getrunken hatte…

Offenbar hatte sie doch mehr getrunken, als sie ursprünglich dachte.

Ihr Schädel dröhnte.

Wie war das eigentlich mit dem Traum gewesen? Plötzlich war

alles verschwunden, und sie zermarterte sich vergebens das Gehirn.

Nach der Toilette schlüpfte sie in ihren Morgenmantel und ging zum Fenster, das der Themse gegenüberlag. Carminia zog die Vorhänge zurück. Trübes, graues Tageslicht flutete herein.

Der Verkehr rollte über die Westminster Bridge, die roten, einstöckigen Busse, typisch für das Londoner Straßenbild, wirkten wie riesige Farbtupfer in der grauen Atmosphäre.

Viele Passanten waren auf den Straßen, noch mehr Taxis.

Carminias Blick ging über die Alleebäume hinüber zu den Schiffsanlegestellen an der Themse.

Viel Betrieb schon am frühen Morgen, stellte sie beiläufig fest. Aber dann erkannte sie, daß nicht ein einziges Schiff ablegte.

Dort unten standen die Menschen in Gruppen zusammen. Es war ein richtiger Menschenauflauf. Mehrere Boote schwammen auf dem grauen, schmutzigen Wasser, Polizisten suchten mit langen Stangen das ufernahe Gelände ab. In der Mitte der Themse schaukelte ebenfalls ein Boot. Ein Froschmann sprang über Bord.

Weiter hinten, an einem einfachen kleinen Haus, in dem eine Hafengaststätte untergebracht war, entdeckte Carminia ebenfalls eine Menschentraube – und auch dort wieder Polizisten, die die nähere Umgebung absuchten oder sich mit Passanten und Arbeitern unterhielten. Was war geschehen?

Eine brennende Neugierde erfüllte Carminia mit einem Mal – und ein Gefühl von Unwohlsein. Irgend etwas in ihr sagte ihr, daß dort unten etwas Schreckliches passiert war. Etwas, von dem sie eigentlich wissen müßte.

Ihr Traum…

Nein! Sie stand doch heute nacht auf dem Balkon und hatte etwas gehört und gesehen… Was war es nur gewesen?

Die Brasilianerin kleidete sich schnell an. Es war neun Uhr. Eigentlich müßte sie jetzt hinunter in den Frühstücksraum.

Aber eigenartig, sie fühlte sich überhaupt nicht hungrig.

Dabei hatte sie doch seit gestern mittag keinen Bissen zu sich genommen.

*

Sie ging hinunter und mischte sich unter die Menschen, die hier an der Themse standen.

Offenbar war jemand ertrunken. Man suchte die Leiche.

Carminia, im herbstlichen Kostüm, zog fröstelnd die Schultern hoch. Hier, direkt am Fluß, war es empfindlich kühl, und ein kalter Wind blies.

Ein leiser Nieselregen setzte ein. Viele, die hier morgens zu Fuß

gingen, hatten Regenzeug oder Schirm dabei.

Carminia war nicht so ausgerüstet. Zum Glück fielen nur ein paar Tropfen und regnete es sich nicht ein.

Sie befand sich auf der Höhe der Hafengaststätte. Ein eingeschlagenes Fenster wurde von der Polizei untersucht. Unterhalb des Fensters stießen die Beamten auf klebrige Fäden. Carminia wurde unwillkürlich an die Vorgänge auf dem Ponyhof erinnert, an dem sie gestern nachmittag vorbeifuhren.

Sie hörte, wie zwei alten Frauen sich unterhielten, und fing einige Wortfetzen auf.

»… Der Wirt sagt, daß ein Ungeheuer durch das Fenster gekommen sein soll!«

»Unmöglich!«

»Wenn ich es Ihnen sage…«

»So etwas gibt es nicht…«

Carminia ging weiter und blieb plötzlich stehen. Sie hatte etwas gesehen. Dieses rote Haar! Eine solche Farbe trug nur eine: Helen Carter.

Carminia drehte sich blitzschnell um.

Nur drei Schritte von ihr entfernt kam die Frau die schmale Treppe herab, die zu den Kaianlagen führte.

Die Brasilianerin lief auf die Reporterin zu, noch ehe sie einen Polizisten winken konnte, der sich gerade eine Zigarette anzündete.

»Helen!« entfuhr es der Brasilianerin. »Gut, daß ich Sie treffe!«

Helen Carters Augen wurden schmal. »Helen?« murmelte sie verwundert und blickte auf die dunkelhäutige Frau. »Ich wüßte nicht, daß wir uns kennen!«

Carminia fuhr unmerklich zusammen. »Sie sind doch Helen Carter, die Journalistin, nicht wahr?«

»Ja, die bin ich.«

»Ich bin Carminia Brado.«

»Da ist möglich. Aber ich kenne Sie nicht!«

»Aber Helen. Sie… Sie haben mich gestern doch zum Landhaus gefahren, das Donovan Bradley kaufen wollte und in das er mit Sheila Martens gegangen war, um es zu überprüfen.«

Helen Carter zuckte die Achseln. »Tut mir leid, Sie verwechseln mich, Miss Brado.«

»Nein, ich verwechsle Sie nicht! Sie sind Helen Carter. Sie arbeiten für ›Ladys Mag‹…«

»Richtig.«

»Sie haben mit mir telefoniert. Erinnern Sie sich nicht an meinen Anruf aus Genf?«

»Nein, es tut mir leid…«

»Wir haben uns auf dem Heathrow Airport getroffen. Sie haben mir

noch dieses Hotel da drüben reserviert.«

»Sie irren sich…«

Es war zum Verrücktwerden. Carminia fühlte es siedendheiß in sich aufsteigen. Doch sie blieb ruhig. Irgend etwas mußte mit Helen Carter geschehen sein, daß sie sich nicht mehr erinnern konnte.

»Wir haben gestern abend bei Donovan Bradley und Sheila Martens in dem Landhaus einen Sherry getrunken. Ich nehme an, man hat uns etwas hineingetan…«

»Sie irren, Miss Brado! Ich bin gestern abend überhaupt nicht weggewesen! Ich hatte in der Redaktion zu tun.«

Carminias Lippen bildeten einen schmalen Strich in ihrem edel geformten Gesicht. Sie blieb noch immer ganz ruhig, auch wenn die Erregung in ihr zunahm. »Sie haben einen Bericht über Sheila Martens geschrieben, Helen…«

Helen Carter schüttelte kaum merklich den Kopf. Sie redete ebenfalls sehr leise und ruhig und musterte Carminia eingehend, aber nicht übermäßig auffällig.

Carminia wurde das Gefühl nicht los, daß Helen Carter sie für eine Verrückte hielt. Genauso ruhig und gelassen redete sie sie jetzt an.

»Nein, Miss Brado, ich habe nie einen Bericht über Miss Martens geschrieben. Ich habe zwar über Miss Martens schon gehört und auch gelesen, aber im ›Lady Mag‹ hat nie ein Bericht über sie gestanden.«

»Ich kann Ihnen das Gegenteil beweisen, Helen.« Carminia sah, daß es ihrem Gegenüber unangenehm war, ständig mit dem Vornamen angeredet zu werden, aber die Journalistin machte deswegen keinen Einwand. Offenbar war sie der Meinung daß man eine Verrückte nicht auf Etikette aufmerksam machen dürfe, um sie nicht unnötig zu reizen.

»Da bin ich aber sehr gespannt.«

»Sie erinnern sich an die Ausgabe Nummer 18?«

»Natürlich. Sie ist seit Dienstag dieser Woche auf dem Markt.«

»In dieser Ausgabe Ihres Magazins steht der Bericht über Sheila Martens. Er ist mit Ihrem Namen unterzeichnet.«

»Ausgeschlossen! Aber das kann ich Ihnen beweisen. Das Magazin ist noch im Handel. Nur ein paar Schritte von hier entfernt steht ein Kiosk. Ich werde ein Heft holen…«

»Darf ich Sie begleiten, Helen?«

»Wenn Sie denken, daß es notwendig ist.«

»Ja, das denke ich. Entschuldigen Sie meine Aufdringlichkeit!«

Die ganze Situation steckte voller Rätsel.

Helen Carter hatte offensichtlich das Gedächtnis verloren, die Erinnerung an bestimmte Dinge. Auch ihr, Carminia, ging es ähnlich. Sie konnte nicht klären, wie und wann sie nach London gekommen und von wem sie zurückgebracht worden war.

Am Kiosk erstand Helen Carter Ladys Mag Nr. 18.

Sie blätterte die Seite auf, wo ihre Spalte begann. Dort prangte ihr Konterfei.

»Ich bespreche Alltagsprobleme, Miss Brado und zeichne für ausgefallene Kochrezepte verantwortlich«, sagte sie, und es klang ein bißchen spitz, ohne daß sie das eigentlich wollte.

Carminia sah es selbst. Tatsächlich, es stimmte. In dem ganzen Heft stand nicht ein einziges Wort über Sheila Martens.

»Ich schenke Ihnen das Heft, Miss Brado«, vernahm sie die Stimme der Journalistin wie aus weiter Ferne. Das Blut rauschte in Carminias Ohren. »Die Rezepte sind sehr interessant, schmackhaft und dabei nicht teuer. Vielleicht probieren Sie mal das eine oder andere aus?«

Helen Carter ging. Carminia sah ihr nach, wie sie sich der Treppe näherte, die zur Themse hinabführte.

Die Brasilianerin lief ihr nach, das Heft in der Hand.

»Noch eine letzte Frage, Helen… Pardon, Miss Carter: Warum sind Sie hier? Was interessiert Sie so sehr?«

»An dem Menschenauflauf? Was passiert ist! Ich bin so neugierig wie andere auch. Dieses Polizeiaufgebot ist nicht alltäglich. Ich bin zufällig darauf gestoßen. Jenseits der Themse liegt das Redaktionsbüro. Ich war auf dem Weg nach dort. Wenn ich dabei etwas entdecke, das interessant zu werden verspricht, dann arbeite ich das natürlich nicht selbst aus. Es paßt schlecht in die von mir bearbeitete Spalte. Aber ich könnte einem Kollegen oder einer Kollegin einen Wink geben. Auf Wiedersehen, Miss Brado!«

Carminia war nicht in der Lage, noch etwas zu sagen. Sie nickte nur. In ihrem Hirn kreiste es, und wie glühende Lava floß das Blut durch ihre Adern.

Dämonenwerk!

Sie ahnte plötzlich, was geschehen war.

Sie war in eine Falle getappt!

In einer Zeitschrift hatte sie etwas gelesen, was überhaupt nicht drin stand. Auf diese Weise war sie zunächst mal neugierig gemacht und aus der Wohnung gelockt worden. Die Sorge um Björn hatte sie nachlässig werden lassen. Sie hatte sich die Dinge zu wenig überdacht.

Die Helen Carter, mit der sie zusammengetroffen war, hatte mit der Helen Carter, die sie durch Zufall eben traf – überhaupt nichts zu tun!

Was war mit ihr geschehen? Was hatte man mit ihr vor?

Sie mußte so schnell wie möglich zu dem Landhaus, in dem Sheila Martens und Donovan Bradley wohnten.

Wohnten sie wirklich da – oder war auch das ein Teil des schrecklichen Alptraums, den sie durchmachte?

Carminia mußte es genau wissen.

Drei Minuten lang stand sie noch an der Böschung, starrte hinab auf die Menschen, die Gaststätte und sah dann nach links, wo vor einem Schuppen plötzlich mehrere Personen zusammenliefen, als dort ein Uniformierter auftauchte und etwas in der Hand hielt.

Es war etwas Rotes aus Stoff und sah aus wie eine zerrissene Jacke.

Carminia wandte sich ruckartig ab. Sie wußte von nichts. Nicht mal dunkel stieg eine Erinnerung in ihr auf.

Sie mietete sich einen Triumph Vitesse und jagte zwanzig Minuten später – ernst und verschlossen hinter dem Steuer des Leihwagens sitzend – Richtung Coppers, Richtung Landhaus…

*

Er nahm die Hände vom Gesicht. Seine Haut wirkte grau und übernächtigt.

Donovan Bradley-Huxley saß in dem Kellergewölbe und starrte trübsinnig vor sich hin. In den Glaskolben sprudelten verschiedene Flüssigkeiten. Er beobachtete einen birnenförmigen Behälter, in dem eine silbergraue Flüssigkeit sich in dunkelblauen Nebel verwandelte und in einer Glasröhre abgesogen wurde.

»Es darf nicht sein«, kam es heiser über die schmalen Lippen des weißbekittelten Mannes. »Es muß rot sein… verdammt noch mal, warum wird es nicht rot?« Er sprang auf, war übernervös, und seine Hände zitterten. »Sie wird sterben… sie kommt nicht durch… die Rückverwandlung… bleibt aus…«

Er griff nach dem Kolben. In einem plötzlichen Wutanfall riß er ihn aus der metallenen Halterung und schleuderte ihn an die Wand. Die graue Brühe tropfte zäh wie verharztes Öl von der kahlen Wand.

Bradley-Huxley lief an den Tischen entlang, näherte sich dem Durchlaß und kletterte die Stuten des Geheimkellers empor. Er passierte gleich darauf das Kaminzimmer und öffnete die Tür zu dem dunklen, fensterlosen Raum, in dem die Spinne lebte. Er überlegte gerade, ob er noch mal eine Untersuchung der Körpersäfte vornehmen und die zellenverwandelnde Substanz spritzen sollte, als er erschrocken stehen blieb.

In der Dämmerung des unmöblierten Zimmers sah er links die Spinne vor dem Netz hocken. Auf dem Boden klebte eine weißlich-gelbe Flüssigkeit. Der abgeschnürte Hinterleib der menschengroßen Spinne wirkte seltsam ledrig und schlaff.

Mit zweien ihrer Vorderbeine hing die Spinne im Netz, als hätte sie noch nach etwas greifen wollen.

Der dunkle Leib des Ungetüms wirkte seltsam durchscheinend, und an einigen Stellen schimmerte es hell – wie die Haut eines Menschen!

Deutlich zu erkennen waren die Ansätze zweier schlanker, nackter

Arme, die zu den Fingerkuppen hin schwärzlich wurden und die Form der klauenartigen Spinnenbeine annahmen.

Ein Teil des Leibes schimmerte fleischfarben. Ein menschlicher Schenkel, ein Frauenbein. Auch mit dem Kopf der Spinne war eine Verwandlung eingetreten, die sich jedoch nicht fortgesetzt hatte.

Die Gesichtshälfte einer jungen Frau war deutlich zu sehen.

Sheila Martens!

Mit Beginn des Morgengrauens hätte sie normalerweise wieder ihre menschliche Gestalt annehmen müssen. Der Fluch der Nacht, in der das Elixier – einmal injiziert – wirkte, war vorüber. Mit Tagesbeginn begann das normale Menschenleben wieder, ohne daß die Verwandelten sich an ihr Spinnendasein erinnern konnten.

Aber bei Sheila Martens war dieser Vorgang nicht eingetreten.

Er hatte nicht mehr eintreten können.

Die Spinne war tot – Sheila Martens war tot!

*

Donovan Bradley-Huxleys Gesicht versteinerte.

Dann aber trat trotz der Enttäuschung, die er jetzt erlebte, ein triumphierendes Leuchten in seine Augen. Er sah unmittelbar über der verendeten, ausgelaufenen Spinne das zerrissene Netz. Wie schwerelos hingen lange Fäden herab und zeugten davon, daß hier mal ein Mensch gefangen war. Die Spinne Sheila Martens hatte ihn noch verspeist und…

Da lief es ihm eiskalt über den Rücken. Donovan Bradley-Huxley, der verrückte Forscher aus einem anderen Jahrhundert, dessen enttäuschter, menschenhassender Geist in diesen verfluchten Räumen durch Dämonenmacht erhalten blieb, zuckte zusammen.

Das Skelett!

Das Skelett des Eindringlings fehlte!

In dem Augenblick, da es ihm auffiel, vernahm er auch schon das leise Geräusch.

Sein Kopf flog herum.

Aus der Dunkelheit der Zimmerecke schälte sich die Gestalt eines Mannes.

Es war Jonathan Coogan, der Ponyhofbesitzer, der der Spinne gefolgt war.

In der Rechten hielt er in Hüfthöhe sein Gewehr. Die Mündung deutete genau auf Bradley-Huxleys Brust.

»Auf diesen Augenblick habe ich gewartet«, sagte Coogan mit rauher Stimme. Er war bleich, und man sah seinen Augen die Angst und das Entsetzen an, das dieser Mann durchgemacht hatte. »Ich sollte gefressen werden! Aber Ihr Monster schaffte das nicht mehr. Die

Kräfte ließen schnell nach. Ich dagegen mobilisierte meine Kräfte. Ich arbeitete wie ein Besessener, um aus dem Netz herauszukommen. Keine leichte Arbeit! Ich hielt es selbst nicht für möglich, daß es überhaupt zu schaffen war. Aber die Todesangst verleiht einem Menschen manchmal übernatürliche Kräfte. Wie Sie sehen, bin ich davongekommen, ich weiß selbst nicht, wie ich das geschafft habe. – Die verrückte Geschichte, die Henry mir erzählte, wollte ich nicht glauben. Doch manchmal werden in der Tat im Leben die irrsinnigsten Alpträume wahr. Da gibt es wirklich den Wahnsinnigen, der Menschen in Spinnen verwandelt. Ich will nicht wissen, mit welch furchtbaren Beschwörungen und geheimnisvollen Mitteln dies bewerkstelligt wurde. Wichtig allein scheint mir, daß der Spuk, der von diesem rätselhaften Landhaus ausgeht, ein für allemal beseitigt wird. Für die Zukunft sollen keine unschuldigen Menschen mehr zu Bestien werden.«

In Jonathan Coogans Augen glitzerte ein kaltes Licht. Er war zu allem entschlossen. Donovan Bradley-Huxley las in diesen Augen seinen Tod.

Coogan zögerte keine Sekunde und drückte ab.

Der Schuß krachte, und die Kugel klatschte dem Zwitterwesen, das aus dem Körper Bradleys und dem Geist Huxleys bestand, mitten in die Brust.

Bradley-Huxleys Augen wurden groß und kugelrund.

Er öffnete den Mund, aber kein Laut kam über seine Lippen.

Hart und trocken bellte der zweite Schuß auf, und der folgte so dicht hinter dem ersten, daß sie wie ein einziger klangen. Dicht nebeneinander saßen die beiden Einschußlöcher oberhalb des Herzens.

Donovan Bradley-Huxley kippte nach vorn, drehte sich um seine eigene Achse und fiel ohne einen Laut von sich zu geben zu Boden.

Jonathan Coogan wankte nach vorn. Er fühlte sich matt und ausgehöhlt, als er aus dem dämmrigen Zimmer der Spinne taumelte.

Er sah sich jetzt das ganze Haus an. Im schummerigen Tageslicht, das schwach durch das Blätterdach sickerte, wirkte alles trist und verlassen.

Er warf einen Blick in die Alchimistenküste, zerschlug mit dem Gewehr die Kolben und Glasröhren und warf dann angezündete Streichhölzer in die ausgelaufenen Flüssigkeiten. Einige waren hochbrennbar wie Benzin, und sofort standen große, leckende Flammenzungen darauf.

Überall begann es zu knistern. Jonathan Coogans Augen glühten. Er konnte kaum noch auf den Beinen stehen, aber er ließ es sich nicht nehmen, einen Raum nach dem anderen abzusuchen. Er steckte jeden einzelnen in Brand. Im Nu fraßen sich die Flammen in Teppiche und

Gardinen, in das alte, trockene Holz. Rauchschwaden zogen träge durch das Haus und drangen durch sämtliche Ritzen und Spalten. Glosender Widerschein spiegelte sich in den Fenstern und lackierten Möbeln.

Das Hans des Grauens wurde im Nu von beißendem Qualm und lodernden Flammen pingehüllt.

Jonathan Coogan mußte husten. Er lief weg vom Eingang über den Weg hinüber zum Tor.

Sein Gesicht glühte, aber das kam nicht nur von der Hitzewelle, die ihn traf, sondern von der Erregung, die ihn erfüllte.

Aus dem Dachgeschoß und den aufplatzenden Fenstern loderten die Flammen und stiegen in den grauen Himmel. Das Gebälk ächzte und stöhnte, und ein geisterhaftes Wimmern und Fauchen drang aus dem niederbrennenden Landhaus, als würden unzählige Geister hinter dem Flammenvorhang ihr unseliges Ende finden.

Jonathan Coogan nahm alles wahr wie in einem Traum.

In das Bersten des zusammenbrechenden Dachstuhls mischten sich die quietschenden Bremsen eines Autos.

Ein cremefarbener Triumph Vitesse hielt nur wenige Schritte von ihm entfernt am Wegrand. Eine junge Frau rannte auf ihn zu.

»Das Haus!« entrann es den blassen Lippen der jungen Brasilianerin. »Es brennt nieder…«

»Soll es auch«, sagte Coogan mit dumpfer Stimme und wie in Trance. »Bis auf die Grundmauern!«

»Sheila Martens… Donovan Bradley.«

Carminia preßte die Faust an die Lippen, als sie sah, daß Bradleys Rolls Royce in unmittelbarer Nähe des brennenden Hauses abgestellt und durch die enorme Hitzeeinwirkung ebenfalls gefährdet war.

Bradley war noch im Haus! Ebenso Sheila Martens…

»Ich weiß nicht, von wem Sie reden, Miss«, sagte Jonathan Coogan leise, und erst jetzt sah er die Besucherin aufmerksam an. »Ich habe keine Menschen in diesem Haus gefunden – es waren Bestien! Es ist gut, daß sie ein Opfer der Flammen werden. Das Feuer reinigt! Seien Sie froh, daß Sie nicht wissen, was in diesem Haus passiert ist, wer dort lebte. Es ist schrecklich gewesen, Miss…«

»Sie haben das Haus gesehen?« fragte sie mit tonloser Stimme.

Er nickte.

»Den Keller…« fuhr sie fort.

»Auch den Keller. Dort hat er seine teuflischen Experimente durchgeführt. Er hat Menschen in Spinnen verwandelt. Fragen Sie mich nicht, wie das möglich ist, ich weiß nur, was ich gesehen habe, aber ich kann es nicht erklären. Unsere Welt birgt mehr Geheimnisse, als wir modernen Menschen wahrhaben wollen. Was einst Niederschlag fand in alten, geheimnisvollen Geschichten und

Erzählungen, war irgendwann vielleicht doch mal Wirklichkeit. Ich glaube mit einem Mal an die Geschichten von den Geistern und Vampiren, von den Werwölfen und Wertigern. Es gibt Stunden, da legen Unglückliche ihre menschliche Gestalt ab und schlüpfen in die Haut einer Wer-Bestie. Man muß sie bedauern, diese Kreaturen, die dann nicht wissen, was sie tun. Aber er, dem ich begegnet bin, kann keine mehr dazu verfluchen…«

Das Haus brannte ab bis auf die Grundmauern. Der Rolls Royce explodierte und platzte auseinander wie eine Handgranate.

Carminia und der Ponyhofbesitzer kamen ins Gespräch.

Die Brasilianerin bot sich an, Jonathan Coogan zu seinem Gut zurückzufahren.

Sie fuhr genauso bedrückt und unwissend davon, wie sie hergekommen war. Gewißheit hatte sie nur in dem einen Punkt gewonnen: im Haus, das Bradley aufgestöbert hatte, war ein böser Geist aktiv geworden und hatte ihn und Sheila Martens in seinen Bann gezogen. Auch sie, Carminia Brado, war hierher gelockt worden durch einen Dämon, der sich die Gestalt Helen Carters zunutze machte, um sie in die Irre zu führen.

Was für einen Grund hatte das gehabt?

Carminia Brado fühlte sich eigenartig bedrückt und ahnte, daß etwas mit ihr geschehen war – und konnte doch nicht sagen, was es war.

Die letzte Nacht, in der sich seltsame, quälende Träume mit wirklichen Bildern mischten, war und blieb ihr ein Geheimnis…

*

»Da ist es!«

Kima drückte das weiche Buschwerk auseinander.

Die beiden Freunde warfen über Kimas breiten Rücken einen Blick auf das einsame Haus, das mitten in diesem gepflegten, parkähnlichen Garten stand, den weder Zaun noch Mauer umschlossen und den Björn und Arson zunächst nach ihrem Auftauchen aus dem unterirdischen Stollen für einen natürlichen Wald gehalten hatten.

Ein schmaler, ausgetretener, gewundener Pfad führte auf das flache Haus mit dem dunkelroten Dach zu. Das Dach erinnerte an gefärbtes Stroh, die Fenster waren klein und eckig, und bernsteingelbe Gläser befanden sich darin.

Die Luft war still. Kein Windhauch regte sich.

Sie schienen die einzigen Menschen auf dieser Welt zu sein.

Rundum ragten enorme Bäume und Stauden in die Höhe, bildeten ein dichtes Blätterdach und verbargen den dunklen Himmel. Der Geruch würziger Pflanzen und Blüten stieg ihnen in die Nase.

Das eckige Haus mit dem vorspringenden Dach und den schwarzen Balken zwischen den dunkelroten Steinen wirkte wie aus einer fremden Welt hierher gestellt. Es schien anheimelnd, geheimnisvoll und düster zu sein.

Das Haus des Kräuterzüchters stand in seiner grünen Einsamkeit, und nichts wies darauf hin, daß er bewohnt war.

Kima ging voraus. Sie näherten sich bis auf wenige Schritte der Tür.

Arson wirkte sehr ruhig, beinahe zu ruhig. Björn konnte sich vorstellen, was jetzt in dem Freund vorging.

Wenn Kimas Beobachtungen stimmten, dann befanden sich im Haus des Kräuterzüchters die Langgesuchten, seine Frau und sein Sohn.

Dämonen hatten sie in die Vergangenheit entführt. Arson war angedroht worden, daß Amina und Taaro zu Dämonen werden würden, wenn er sich nicht bereit erklärte, seine Jagd auf die Boten der Finsternis aufzugeben. Man setzte ihn unter Druck, aber Arson hatte diesem Druck bisher widerstanden.

Kima griff nach einem bronzefarbenen Klopfer an der Tür und ließ ihn gegen den schweren, dunklen Balken fallen, der den Eingang in seiner ganzen Breite einnahm.

Ein angenehmer, dumpfer Ton hallte durch das Innere der einsamen Hütte.

Im gleichen Augenblick schwang auch die Tür lautlos mehrere Millimeter nach innen.

Kima fuhr sichtlich zusammen. »Es ist überhaupt nicht verschlossen.« Er schluckte und drückte die Tür nach innen.

Finsternis… Stille…

»Warnak?« fragte Kima mit leiser Stimme. Keine Antwort.

Neben der Tür stand eine Lampe, die zündete der junge Mann aus Xantilon mit einem Knopfdruck an. Ein rötlichgelbes Licht stieg in dem Glaszylinder auf.

Arson drängte sich über die Schwelle.

»Zu spät!« kam es tonlos über seine Lippen.

Mit einem einzigen Blick erkannten sie, daß das Innere der Behausung durchwühlt war. Die Regale hingen schräg an den Wänden, Tongefäße und Behälter aus geschnitztem Holz lagen wahllos verstreut am Boden. Die Wände, bestehend aus weichen Matten, waren eingerissen. Es herrschte im ganzen Haus ein heilloses Durcheinander. Hier hatte ein Kampf stattgefunden.

Die drei Männer drängten ins Innere. Sie suchten alle Räume auf. Nirgends war die Spur eines Bewohners zu finden.

Arson blieb in einer Kammer, die mit duftigen Vorhängen und zwei verwüsteten Bettstellen, einem wunderschönen, mit bunten Intarsien

verarbeiteten Schrank und dazu passenden Stühlen und einem Tisch eingerichtet war, wie elektrisiert stehen.

»Amina!« entfuhr es ihm. »Taaro!« Er blickte sich gehetzt um. »Sie waren hier… Aminas Parfüm, es liegt noch jetzt in der Luft…«

Sie konnten es beide nicht riechen, aber wahrscheinlich hatte der Mann aus der Zukunft die bessere Nase.

Die Stühle lagen umgekippt unter dem Fenster, die Tischschublade war aufgerissen, die Schranktüren standen weit offen.

Unter dem Fenster lag etwas Helles, Zusammengeknülltes…

»Amina!« nannte Arson noch mal den Namen seiner Frau, und er ließ langsam das seidige Tuch, das mit sanft schimmernden Spitzen wie mit Perlmutt besetzt war, durch seine Finger gleiten. »Dieses Tuch – stammt von ihr!«

Ungewiß blieb das Geschehen, das Schicksal, das sie und ihren Sohn erwartete. Ungewiß blieb auch das Schicksal Warnaks, der offenbar seine Kompetenzen überschritten und die beiden heimlich bei sich aufgenommen hatte.

Was war aus ihnen geworden?

Sie stellten das ganze Haus auf den Kopf und durchsuchten noch die nähere Umgebung, in der Hoffnung, vielleicht Spuren der Geflohenen oder Entführten zu finden. Der Boden war nicht zertrampelt, es waren keine Äste und Zweige abgerissen. Es schien, als hätten sich Warnak, Amina und Taaro in Luft aufgelöst.

Traurig und enttäuscht kehrten sie schließlich um.

Niemand wußte eine Erklärung, nur Vermutungen konnten ausgesprochen werden.

Dämonenwerk… das schien festzustehen. Hier auf dieser legendären Insel war einiges ins Rutschen gekommen. Die Zeichen und Signale standen auf Sturm, und die Macht der Bösen nahm überhand. Sie hatten das bisher nur am Rand zu spüren bekommen, aber durch Kima erfuhren sie nun, daß es noch viele versprengte Gruppen wie diejenigen gab, der er angehörte. Und die versuchten, das Beste aus der verfahrenen Situation zwischen Schwarzen und Weißen Priestern zu machen. Daß diese Einzelgruppen dabei selbst in Gefahr gerieten, sich nicht ganz einwandfreier Praktiken zu bedienen, das hatten die zurückliegenden Stunden gezeigt.

Die Anhänger der Weißen Magie ließen sich mit Mächten ein, die sie selbst nicht kannten, die sie riefen, von deren Existenz sie dunkel etwas ahnten und von denen sie nur soviel wußten, daß sie auf keinen Fall in direkter Verbindung mit den Schwarzen Priestern und der normalen Geister- und Dämonenwelt des Jenseits in Verbindung standen.

Die geheimnisvollen Unterirdischen gehörten dazu.

Björn Hellmark und Arson schlugen den Rückweg ein. Kima

begleitete sie. Die Rückkehr ging glatt und verlief ohne Zwischenfälle.

Im Zeitschiff trafen sie Pepe und Rani Mahay wohlauf an. Die beiden konnten von keinen besonderen Vorkommnissen berichten. Im Gegensatz zu Björn und Arson.

Die Freunde weihten den jungen Mann aus Xantilon in ihr Vorhaben und ihre Mission ein.

Kima schloß sich ihnen an.

Er versprach, sie zu führen und ihnen in jeglicher Hinsicht behilflich zu sein. Viel Zeit blieb ihnen nicht, das wußten sie alle. In Xantilon und in der Umgebung der großen, blühenden Stadt, würde es zum offenen Kampf kommen. Der Einbruch der Dämonen und das damit verbundene Losbrechen der Naturgewalten stand unmittelbar bevor.

Arson wußte: er mußte Amina und Taaro aus dem drohenden Hexenkessel befreien. Und es stand in den Sternen, wie dieses Abenteuer ausging.

In der Nacht unternahmen sie nichts mehr. Sie waren müde und erschöpft und suchten Ruhe.

Björn lag in seiner Kabine und dachte an die schöne Carminia, ehe er in einen traumlosen Schlaf fiel.

*

Die gutaussehende Frau mit der bronzefarbenen Haut war einer von dreiundachtzig Fluggästen auf dem Weg nach Genf.

Carminia Brado, zweiundzwanzigjähriger, rassiger Import aus Rio de Janeiro, befand sich auf dem Rückflug in die Schweiz.

Gedankenverloren starrte sie aus dem Fenster. Wie Watteberge türmten sich dichte Kumuluswolken neben ihr auf, dehnte sich ein Meer dichter Watte unter den Tragflächen der Maschine, und man hatte den Wunsch, sich einfach dort hineinplumpsen zu lassen.

Carminia Brado war ein Mensch wie jeder andere auch.

Oder doch nicht?

Sie war eine besonders schöne Frau, das mußte so manche Konkurrentin neidlos anerkennen.

Aber es gab auch etwas, das man nicht sah, das man nicht wußte, das nicht mal sie selbst ahnte.

Sie war in Wirklichkeit kein Mensch mehr.

Sie war zu einer Kreatur der Nacht zu einem jener bedauernswerten Wesen, und des Schreckens geworden, das seine menschliche Hülle ablegte und dessen menschlicher Verstand in die Vergangenheit zurückgedrängt wurde.

In ihren Adern floß das Elixier der Verdammnis!

ENDE